

Du
NR. 7 JULI 1944 FR. 2.50
SCHWEIZERISCHE MONATSSCHRIFT





Schweizerische Monatsschrift 4. Jahrgang Nr. 7 Juli 1944

Redaktion: Arnold Kübler, Chefredaktor; Walter Robert Corti; Hedwig Lauber.
Graphische Gestaltung: Emil Schulthess.
Ständiger photographischer Mitarbeiter: Werner Bischof.

Druck und Verlag: Conzett & Huber, Morgartenstr. 29, Zürich 4. Tel. 51790.
Verantwortlich für den Inseratenteil: W. Sinniger, Zürich, Morgartenstr. 29.
Insertionstarif auf Verlangen.
Abonnement jährlich Fr. 24.—, halbjährlich Fr. 13.50, Einzelheft Fr. 2.50.
Auslandabonnement zuzüglich Porto. Bezug durch jede Buchhandlung, durch die Post oder vom Kiosk.

VERLAG CONZETT & HUBER ZÜRICH
Morgartenstraße 29 Telephon 51790 Postcheck-Konto VIII 3790



Unser Titelbild:
Hans Erni: Luzern mit Jesuitenkirche, Regierungsgebäude und Staatsarchiv.



Lose der **LANDES-LOTTERIE** (Einzel-Los Fr. 5.—, Serie zu 10 Losen Fr. 50.— mit 2 sicheren Treffern) erhältlich bei allen mit dem **„Roten Kleeblatt"**-Plakat gekennzeichneten Verkaufsstellen. Los-Bestellungen an Landes-Lotterie Zürich, Postcheck-Konto VIII/27600

Ziehung 13. Juli

ZWISCHEN ZWEI DICHTERN

Zwei Dichter sind öffentlich aneinandergeraten, das heißt der eine geriet zuerst still für sich an den andern, dann geriet der andere heftig an diesen und so fort. Der Vorfall hat einiges Aufsehen erregt. Er liegt allerdings schon einige Zeit zurück, der Herstellungsgang unserer Zeitschrift hat es uns verunmöglicht, rascher mit der Sache uns zu befassen, als wir's jetzt tun; auch wollen wir lieber den Vorwurf der Verspätung ertragen, als durch Stillschweigen gleichgültig erscheinen!

Damit nichts Aufgewärmtes entstehe, wollen wir's uns angelegen sein lassen, aus dem raschen Vorfall das Dauerhafte herauszuschälen, der Sache den Vorrang vor den beteiligten Akteuren zu geben und ähnlich sie zu behandeln, wie man's in der Mathematik treibt, wenn man von den Zahlen zum Buchstabenrechnen übergeht, um von den Einzelfällen weg zum allgemein Gültigen zu kommen. Was kümmern uns also die zufälligen Namen des Zivilstandsregisters, die zwei Beteiligten sind für uns nun einfach der Dichter A. und der Dichter B.

Der Dichter A. hat uns im Frühling dieses Jahres eine Anzahl seiner Gedichte, rund ein halbes Hundert, geschickt. Wir wählten zwei davon für unsere Zeitschrift aus und veröffentlichten sie im Maiheft. Eines davon trug den Titel «Irdische Wallfahrt». Gleich nach dem Erscheinen des Heftes schrieb uns eine aufmerksame Leserin, daß dieses Gedicht des Dichters A. ihr ein anderes des Dichters B. in Erinnerung gerufen habe, welches unter dem Titel «Pfingstrosen» in einem Bändchen «Himmel, Erde, Mensch und Tier» des Oprecht-Verlages zu finden sei. Eine Abschrift dieses Gedichtes lag dem Brief der freundlichen Leserin bei.

In der Tat mußten wir vergleichend lesend einsehen, daß das eine Gedicht nicht ohne Kenntnis des andern entstanden sein konnte. A's Gedicht war B's Gedicht mit einigen Veränderungen. Es gab noch andere Leserinnen, die merkten, was uns entgangen war; eine von ihnen schrieb erregt an den Dichter B., daß es sich da um ein ganz gewöhnliches Plagiat des A., begangen an B., handeln müsse.

Müsse? Wieso müsse, hätte der Dichter B. sich fragen können, hätte an seinen Bruder in Apoll schreiben und ihn fragen können, wie die Angleichung zu erklären sei? Er schrieb auch, aber nicht an jenen, sondern schrieb an eine Zeitung, schrieb im Zorn und verurteilte den Dichter A. mit harten Worten ganz und gar. Begreiflich, man hatte ihm etwas entwendet. Mit Absicht? Er fühlte sich bestohlen, aber nicht jeder, dem etwas entwendet wird, ist auch ein Bestohlener. Ein Nebenstrahl des Zorns traf auch uns: der Dichter B. widmete uns die spöttische Bemerkung, daß er sich durch ein Hintertürchen wieder in unsere Zeitschrift eingeschlichen habe, welche ihm alle seine Gedichte seit längerer Zeit zurückzuschicken pflege. Die Darstellung erweckte den Eindruck, es bestehe bei uns eine Art Beschluß, keine Arbeiten des Dichters B. mehr ins «Du» aufzunehmen. Das war ein irrtümlicher Gedanke, eine Aergergeburt. Doch geht's ja nicht um uns, sondern um den Dichter A. Dieser erschien in einem schlechten Licht. Er hat inzwischen längst jener Zeitung eine Entgegnung auf die veröffentlichten Anschuldigungen geschrieben, darin er darauf hinweist, daß ein bewußter und wissender Abschreiber sich nicht die gefährlichen Regionen nächster Nähe für seine Plünderungen aussuchen würde, da er in den abgelegenern Regionen der Vergangenheit oder der fremden Sprachen weit sicherer sein Werk betreiben könnte.

Wir selber fügen bei, daß A's Talent ihm ja eine Menge eigener Gedichte eingab; was in aller Welt sollte ihn veranlassen, diesem halben Hundert eigener Erzeugnisse noch ein fremdes Stück beizumischen und sich dermaßen in Gefahr zu begeben? Woher aber die Gleichheit, wenn A. die bewußte Kenntnis des B'schen Gedichtes bestreitet? Kann's ihm anderswo als im Oprechtschen Bändchen begegnet sein? Kann es seinem Gedächtnis sich eingeprägt haben, und kann die Begegnung selber diesem Gedächtnis entfallen sein? Derlei gibt's. Wer erst mit der Geschichte der Entlehnungen, der Wiederholungen und Aehnlichkeiten auf dem Felde des Geschriebenen sich befaßt, der erfährt eine Menge Merkwürdigkeiten, die einem raschen Verurteiler gar nicht in den Sinn kommen. Der Dichter A. war C. F. Wiegands Dichter-Schüler, häufig hat der Lehrer ihm Verse verschiedener Herkunft übergeben, damit dieser sein formerisches Können dran übe, Lehrplätze also, die vielleicht den eigentlichen Verfassernamen gar nicht trugen. Ist ein solcher Lehrplatz in A's Papieren geblieben, ist Leichtsinn, jugendliche Unbekümmertheit und Unordnung im Spiel?

Dies sind Hinweise, sind Einladungen zu Ueberlegungen anderer Art, als in der Sache sie bisher angestellt wurden. Ein merkwürdiger Vorfall ist zwar nicht hinreichend erklärt, aber anders als bisher beleuchtet worden. Der Dichter A. beteuert, in gutem Glauben gehandelt zu haben: wir haben keinen Grund, diese seine Erklärungen nicht ernst zu nehmen.

Den Poeten B. aber bitten wir, uns die mangelhafte Kenntnis seines veröffentlichten Werkes nachzusehen. Schade, daß wir die beiden nicht auseinanderhalten konnten!

Die Redaktion

ZU UNSEREM JULIHEFT

Dieses Heft gilt der Stadt Luzern. Luzern ist der Ort, wo die ruhenden Wasser des Vierwaldstättersees zu strömen anfangen, wo sie ausbrechen und in Hast durch die Altstadt und hinaus ins Hügelland streben. Auf dem linken Flußufer liegt in dieser Stadt die Gasse, deren Bildnis Sie, verehrter Leser, auf unserm Titelblatt erfreut, beziehungsweise erstaunt hat. Zur Linken bietet es Ihnen den Anblick des Staatsarchivs, unter dessen wohlgefügtem Ziegeldach manch ehrwürdiges Papier auf seinem alten Platze ruht. Rechts haben Sie das getreue Abbild des Regierungsgebäudes, in dessen oberstem Stockwerk noch die Totentanzbilder zu sehen sind, welche vor 300 Jahren der Luzerner Jakob von Wyl gemalt hat. Der kleine Erker links ist ebenso wahr und wirklich wie der Kapellturm im Hintergrund, wie die spitzen Türme der Hofkirche und die Zwiebeltürme der Jesuitenkirche.

Das ist alles recht und gut, aber in der Gasse selber liegt für Sie, ich weiß es, der Stein des Anstoßes. Räumen wir in Gedanken zusammen das Ding weg, das da breit hingelagert ist, und es zeigt sich klar, daß ein leerer und langweiliger Vorder-



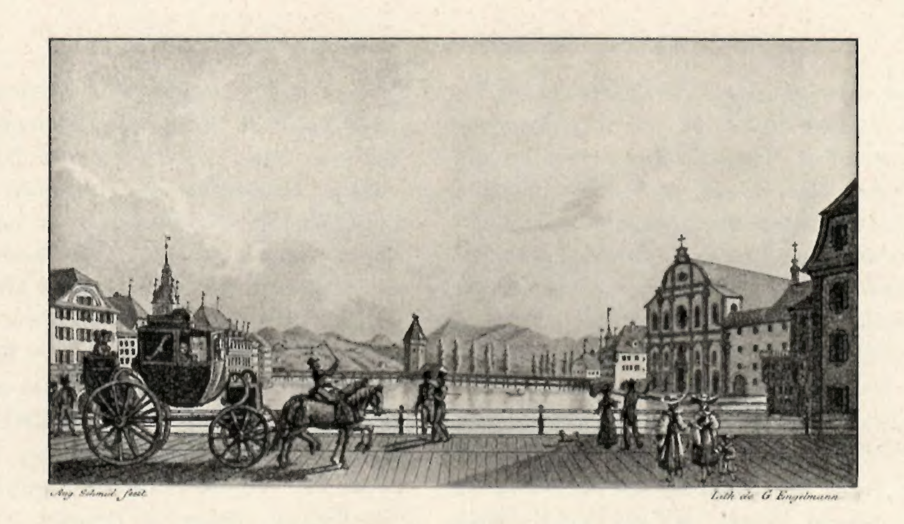
grund uns bleibt, den man auf einem Titelblatt unmöglich konnte stehenlassen. Darüber waren wir mit dem Schöpfer des Blattes, dem Luzerner Maler Hans Erni, von allem Anfang an einig. Die Wirklichkeit hat, bei seinen Vorarbeiten, ihm eines Tages einen Gegenstand als Füller angeboten: eine Luftschutzübung wickelte vor seinen Augen zwischen den gebauten Zeugnissen der Vergangenheit sich ab. Vom Versuch, diesen Vorfall in das Gassenbild einzubauen, sind noch die farbigen Fähnlein, die zeitgemäßen Warnungssignale, übriggeblieben, welche Sie zu Ihrem Vergnügen längst bemerkt haben.

Schließlich erschienen dem Künstler die Luftschützler doch nicht am Platze, und er ersetzte sie durch die Schnecke. Wir verstehen uns doch: durch die Schnecke des menschlichen Innenohrs, mit dem man in Luzern und überhaupt Musik aufnimmt. Zu diesem Organ gehören auch jene drei Bögen, die, wie Sie's wohl bemerkten, in drei verschiedenen, senkrecht aufeinanderstehenden Ebenen liegen, welche Ebenen den drei Ausdehnungen des Raums entsprechen. Diese drei Bögen sind des Menschen Gleichgewichtsorgan. Das Gleichgewicht aber ist eine täglich gehandhabte, selten bedachte Urordnung und ein Wunder im Reiche des Lebendigen. Schon recht, meinen Sie, aber sonst gebreche es dem Bilde an Ordnung, an der wahren Größenordnung und aller Wirklichkeitsordnung; Willkür sei in dem Blatt und ein unzulässiges Durchbrechen aller Schranken. Aber die alten Maler durchbrachen von jeher die Schranken der zeitlichen und räumlichen Ordnung, wenn sie Jesus Christus das Kreuz durch die Straßen ihrer nordischen Städte tragen ließen, was in Wirklichkeit nie geschehen war. Schaffend gehorchten sie ihren innern Vorstellungen. Wir Heutigen tragen in uns ein vielfältiges Wissen biologischer, physikalischer, technischer Dinge, Gesehenes aus dem Bereiche der Vergrößerungsgläser und der Fernrohre. Sollen die Schaffenden säuberlich trennen, was im Bewußtsein der meisten sich mischt und frischfröhlich nebeneinander im Innern lebt? Nein, meint Erni und übt sein Nein und sein Ja in Luzern, wo so viel Bisheriges lebt und also auch der Bruch mit vielem Bisherigen sich einstellen muß, so wie das lebendige Leben es eben haben will.

Arnold Kübler

Allmend und Pilatus. Photo Werner Bischof. Nr. 6015





Kapellbrücke und Rigi, von der Reußbrücke aus gesehen

Luzern, VON SEINEN AUSLÄNDISCHEN GÄSTEN GESEHEN

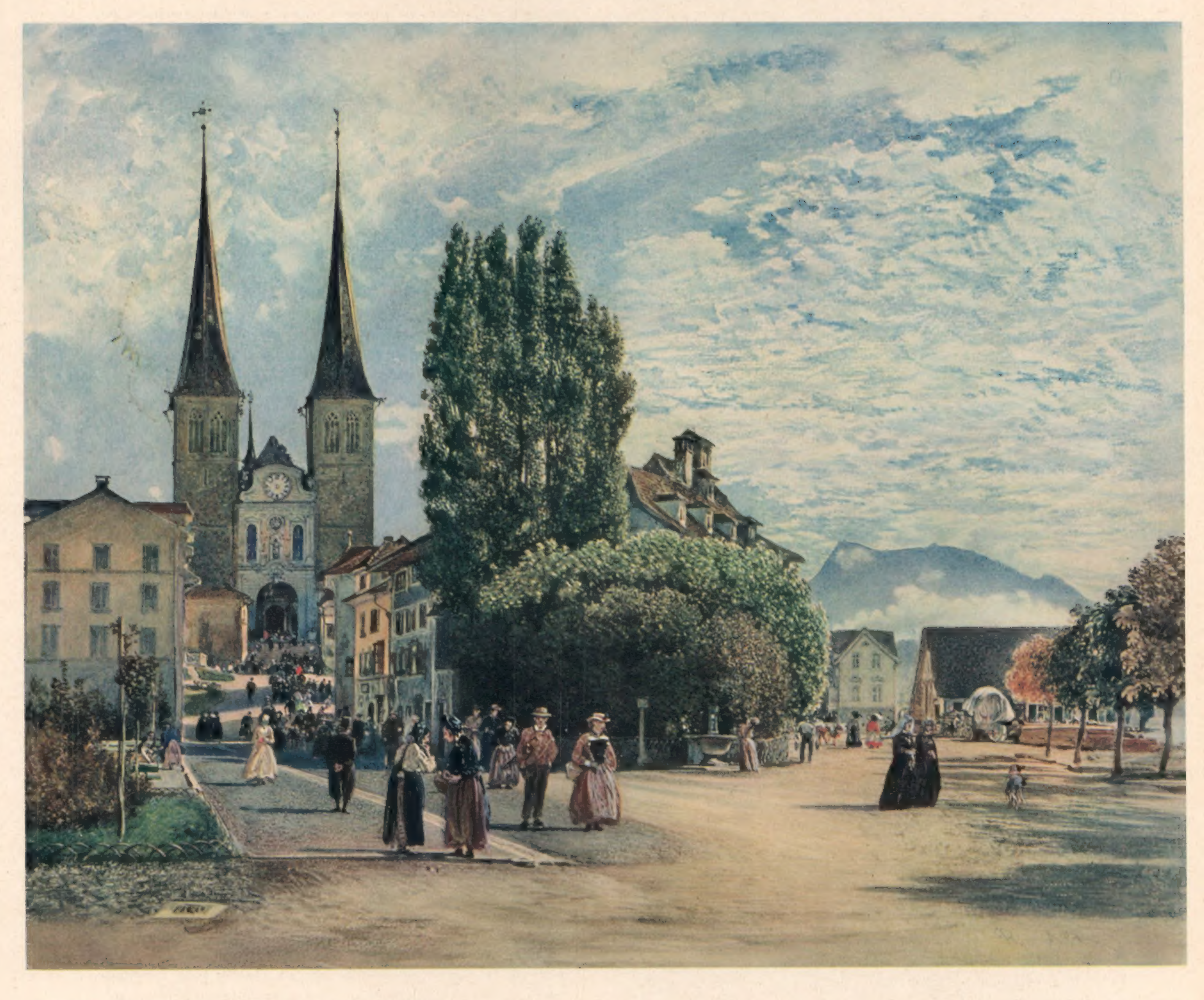
Seitdem die Menschen des 18. Jahrhunderts, mit den beispielhaften europäischen Fahrten von Künstlern, Gelehrten und Hofleuten der Renaissance vor Augen, das Reisen als einen Teil der Erziehung zur Lebenskunst methodisch zu pflegen begannen, ist Luzern allmählich aufgestiegen unter die großen Ziele der internationalen Wanderzüge, bis es um die vergangene Jahrhundertwende mit seinen abertausend Besuchern zu einer Modestadt an einem Modesee wurde. Zu den begeistertsten Verkündern seines Ruhmes gehören Dichter und Schriftsteller aus aller Herren Ländern. Sie haben am gültigsten ausgesprochen, was Luzern für den empfänglichen Gast bedeute und welches die wirkenden Kräfte in der Begegnung mit der Leuchtenstadt seien.

Wer «Luzern» sagt, meint in erster Linie ein Landschaftserlebnis. Die Aufgeschlossenen haben hier von jeher den Reizen des Uebergangs, der Berührung zweier Zonen nachgespürt. In Luzern stand man vor der Schwelle des Hochgebirgs, hinter sich das milde Gelände der Hügel und Gärten, vor sich, über arkadischen Fluren aufsteigend, das Amphitheater hoher Vorberge. Vor den Gestalten der Rigi zur Linken und des Pilatus zur Rechten stellt sich durch die Jahrhunderte immer wieder das Bild von den beiden mächtigen Wächtern am Eingang zu einem Großreich der Landschaft ein. Man weiß: nur noch die Biegung um eine Landzunge in ein anderes, verborgenes Seebecken hinein, und man wird hoch über Wald- und Felsschründen das weiße Leuchten der Firne erblicken, und dahinter lockt schon, den feiner Witternden spürbar, das nahe Italien:

«Pfeiler eines gigantischen Tores, erheben sich vor Luzern an den Ufern des Sees Pilatus und Rigi, den Bogen des Himmels tragend. Da hindurch geht es nach Süden, nach dem Lande der Sonne, nach Italien. Die Zacken, in denen der Pilatus zum Gipfel stürmt, deuten auf die Schrecken des Gotthards, die dem Wanderer drohen; aber für den Kühnen, dem das Herz nach den Schätzen der Ferne brennt, ist das nur eine Lockung mehr» *(Ricarda Huch)*.

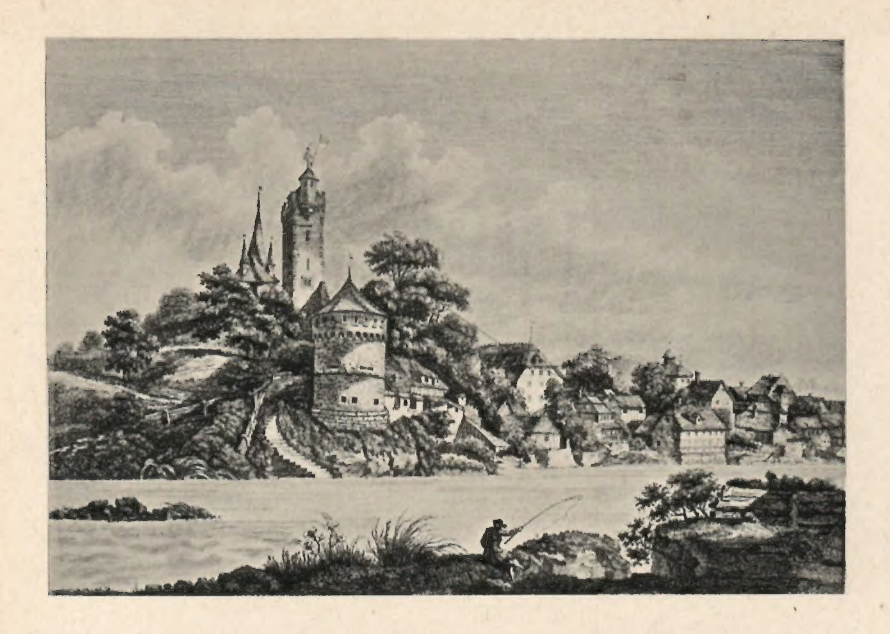
Das zweite Geschenk dieser Landschaft der Lockungen ist der See. Er schiebt die Berge zurück, er schafft freien Platz; der Raum ist dem Lichte aufgetan und stimmt mit seiner Helle und Weite hochgemut, doppelt hochgemut, da auch die Kraft der Berge in ihm wirkt. So empfindet es etwa jener russische Gast in *Tolstojs* Novelle «Luzern»: «Als ich hinaufstieg in mein Zimmer und das Fenster nach dem See öffnete, blendete und erschütterte mich buchstäblich im ersten Augenblicke die Schönheit dieses Wassers, dieser Berge und dieses Himmels ... Es war sieben Uhr abends. Der See, blau wie brennender Schwefel, dehnte sich mit seinen Kähnlein, die wie Punkte aussahen, und mit ihren entschwindenden Spuren unbeweglich, glatt, wie erhaben vor unseren Fenstern zwischen den bunten grünen Ufern aus. Im Vordergrunde feuchte, hellgrüne, gleichsam auseinandertretende Ufer mit Schilf, Wiesen, Gärten und Sommerhäuschen, weiterhin die dunkelgrünen, bewachsenen Abhänge mit den Trümmern von Schlössern, im Hintergrunde die zusammengedrängten, bläulich-weißen Gebirgsumrisse mit den wunderbar felsigen und weiß-bläulichen Schneegipfeln, alles übergossen von dem zarten, durchsichtigen Azur der Luft und beleuchtet von den warmen Strahlen des Sonnenunterganges.»

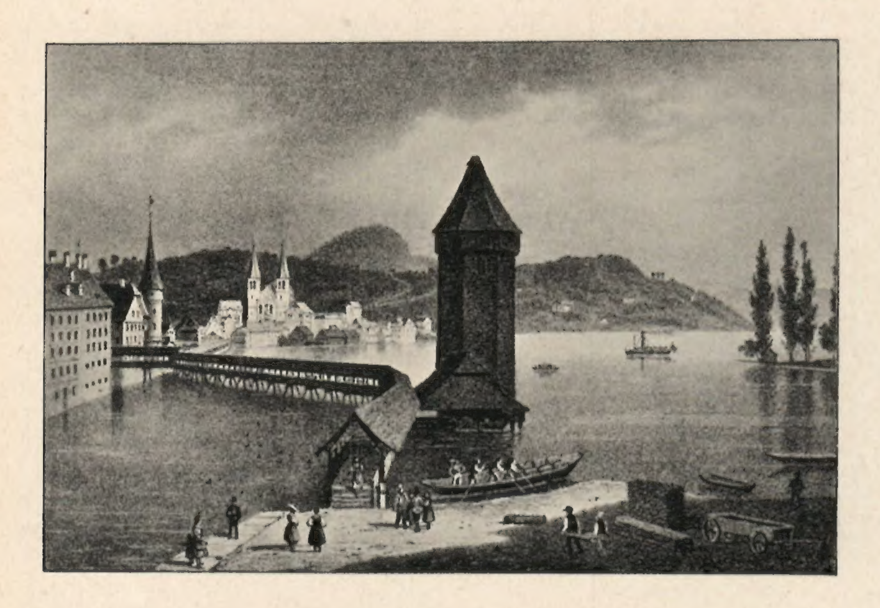
Gegen soviel leuchtende Landschaft kommt die Stadt selber nicht leicht auf. Wohl ist der Gast berührt vom Altstadtzauber verwinkelter, holperiger Gassen und nimmt flüchtig das Bild uralter überdachter Holzbrücken und barocker Kirchtürme



RUDOLF VON ALT: Blick auf die Hofkirche, Aquarell 1868

Der Landschaftsmaler Rudolf von Alt (1812—1905) war ein gebürtiger Wiener. Er hat in seiner Vaterstadt alle malerischen Winkel mit dem Pinsel festgehalten und ist zwischenhinein immer wieder kreuz und quer durch Europa gereist, fortwährend malend und zeichnend. Obwohl er seine zahllosen Landschaftseindrücke stets mit wienerischer Lebhaftigkeit und mit großem Feingefühl für das Ortseigentümliche zu Papier gebracht hat, fand er erst im späten Alter den verdienten Erfolg. Seine muntere Darstellung eines Sonntagmorgens vor der Luzerner Hofkirche, die mit ihren gotischen Türmen aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts noch heute das Stadtbild beherrscht, versetzt uns in die Zeit, als Luzern noch den Luzernern gehörte und als das Tragen einheimischer Trachten weder eine Angelegenheit der Fremdenindustrie noch des Heimatschutzes gewesen war. *x. v. m.*





Oben: Reuß und Museggmauern. Im Vordergrund steht der Nölliturm, ein Rundturm aus dem 16. Jahrhundert; nach rückwärts folgen der Männliturm und Luginsland. Kupferstich von B. A. Dunker. Zentralbibliothek Zürich.

Mitte: Kapellbrücke und Wasserturm, im Hintergrund die Hofkirche.

Unten: Hotel Schwanen und Musegg. Lithographien aus der Graphischen Sammlung der Zentralbibliothek Zürich.



in sich auf. Aber die meisten wenden sich bald wieder der Weite des Sees zu, nur einige Besinnlichere dringen beharrlich in ein unbekannteres, in das geschichtliche Luzern ein. Am tiefsten wurde hier angesprochen, wer sich als Romantiker der Poesie des Vergangenen hinzugeben vermochte — man beachte bloß, wie *Victor Hugo* im nächtlichen, alten, unter schützenden Sternen schlummernden Luzern sich wie in einer endlich gefundenen Heimat geborgen weiß: «Ich bin nach Einbruch der Dunkelheit in Luzern angekommen. Es ist ebenso still wie Zürich bewegt ist . . . Ich habe gespeist, ich habe ein Zimmer verlangt, ich habe mein Fenster geöffnet, und nun schreibe ich Dir. Unter meinen Augen habe ich den Vierwaldstättersee: das Wunder der Schweiz. Das Seewasser kommt bis unter mein Fensterkreuz und schlägt leise gegen das alte Turmgemäuer. Ich höre, wie mit leichtem Plätschern die Fische springen. Es herrscht tiefes Dunkel. Dennoch vermag ich zu meiner Rechten eine wurmstichige Holzbrücke mit spitzem Dach zu erkennen; sie lehnt sich an einen wuchtigen Turm von prachtvollem Umriß. Schwacher Lichtschein huscht über das Wasser. Gegenüber spiegeln sich einige hohe schwarze Pappeln im dunkeln See. Alles übrige ist hinter einem Dunstschleier verborgen, den die Nacht weithin über das Wasser ausgebreitet hat. Indessen reicht er nicht hoch empor, so daß ich die Riesengestalt des vor mir aufstrebenden Pilatus zu sehen vermag. Ueber den drei Gipfelzacken steht der Saturn zwischen vier schönen goldenen Sternen: sie deuten zusammen den Umriß einer unendlich großen Sanduhr hoch am nächtlichen Himmel an.»

So sehr die Stadt in der Regel Folie bleibt — sie birgt doch einige Wunderdinge, die zusammen mit der Landschaft den Weltruhm Luzerns begründet haben. Sie erscheinen im Lauf der letzten 170 Jahre eines nach dem andern, jedes einige Jahrzehnte den Vordergrund einnehmend, wirken sich zu ihrer historischen Stunde kraftvoll aus und treten dann langsam nicht in die Vergessenheit, aber in den Hintergrund zurück — sie nennen, heißt zugleich die ihnen innerlich am unmittelbarsten zugewandte Gästeart aus der Vergangenheit aufrufen.

Das erste der Luzerner «Weltwunder» steht heute, wenig mehr beachtet, im Museum des Gletschergartens. Es ist das große Relief der Urkantone, das der alte General Franz Ludwig Pfyffer in jahrelanger Arbeit schuf: «Die ganze Schweiz in einem Zimmer!», wie im Jahre 1828 *Fenimore Cooper*, der Verfasser der Lederstrumpfgeschichten, mit einiger Uebertreibung meinte. Aber auch als an einem Novembertag des Jahres 1779 ein *Goethe* vor dieser ersten plastischen Landkarte stand, vermochte sie ihn mehr zu fesseln als die von ihm wenig beachtete Stadt. Am stärksten wurde hier zweifellos der aufklärerisch gestimmte Mensch gepackt; denn er, der bestrebt war, nutzbringende Erfahrungen und Beobachtungen einzuheimsen, wenn er durch fremde Länder zog, konnte an dem Gebilde seine Freude am bunten, anschaulichen enzyklopädischen Wissen von der Welt nähren und überdies in dem wackeren General und Berggänger ein lebendes Urbild eines Charakterideals aller Aufklärer verehren: den spartanisch lebenden, Nutzen stiftenden, sich selbst aufbietenden Volksfreund.

«Das Merkwürdigste aber zu Luzern ist das sonderbare und in seiner Art einzige Werk des Generals Pfeifer. Dieser französische General zieht das Leben in seiner Vaterstadt einem

Rechts: Brunnen auf dem Franziskanerplatz mit einer Säule von Georg Urban (1740). Im Hintergrund die Barfüßer- oder Franziskanerkirche des ehemaligen Klosters in der Au. Photo Werner Bischof. Nr. 6015



RUDOLF VON ALT; Aussicht vom Schweizerhofquai, Aquarell 1868

Hofe vor, an dem er geehrt war, und beschäftigt sich im Sommer mit einer Arbeit, die für einen Mann in seinem Alter ebenso gefährlich als beschwerlich ist. Schon seit vielen Jahren macht er alle Sommer Bergreisen, besteigt die höchsten Spitzen, die sich ersteigen lassen, und dringt in Gegenden, die vor ihm niemand als die Gemsjäger sahen ... Er spricht mit vielem Vergnügen von den Gefahren und Beschwerden, durch die er gegangen ist, und versicherte uns, daß er manchmal ganze Tage von nichts als Ziegenmilch gelebt habe.

Hat er einen Strich Landes von allen Seiten gezeichnet und ausgemessen, so kommt er nach Hause und modelliert das Ganze teils in Wachs, teils in einer Masse von seiner eigenen Erfindung. Was er nun liefert, ist keine Zeichnung, kein Gemälde, sondern die Natur selbst, alles nach dem verjüngten Maßstabe. Ich sah ein Stück der Kantone Luzern, Schwyz und Unterwalden auf einer großen Tafel, so daß man das Ganze in Vogelperspektive übersehen kann ... Die höchsten Berge sind etwa einen Schuh hoch und das übrige im Verhältnisse. Alle Gegenstände haben, soviel als möglich, natürliche Farbe. Die verschiedenen Arten von Holz und Waldungen sind verschiedentlich bezeichnet, alle Flüsse, Bäche, Brücken, ja sogar einzelne Häuser und Hütten sind angegeben.

Es scheint ihm Vergnügen zu machen, wenn Reisende sein Werk zu sehen kommen. Er zeigt es selbst, ist dabei äußerst verbindlich und erzählt eine Menge wundersamer Geschichten, die ihm auf seinen Bergwanderungen begegnet sind.»
(K. G. Küttner: Briefe eines Sachsen aus der Schweiz an seinen Freund in Leipzig, 2. Teil, 1785.)

Keine vierzig Jahre später, und ein neues Wunderwerk beginnt auf ein neues Geschlecht zu wirken: für das 1821 vollendete Löwendenkmal fand niemand wärmere Worte als die Generation der Romantiker. Diese empfindsamen Reisenden ließen sich rasch einnehmen vom Zauber der poesievollen Gedenkstätte: jener baumumwachsenen Sandsteinwand am stillen Weiher, und unmittelbar erfaßte ihr künstlerischer Sinn die Botschaft:

«Wir sind soeben von dem Denkmal zurückgekommen, und wahrlich, wenn es Gegenstände gibt, die die Phantasie, welche alles verschönert und erhebt, dennoch nicht erreicht, so ist es hier. Wir sind mit Gefühlen, die denen der Andacht gleichen, mit einem Herzen voll Rührung und Bewunderung zurückgekehrt. Es ist sehr nahe der Stadt ... und so vortrefflich angelegt, daß man es nicht eher erblickt, als bis man unmittelbar davorsteht. Denken Sie sich eine platte Felswand von der Höhe, daß der Löwe, welcher gegen die Mitte von unten darin ausgehauen ist und 33 Fuß in der Länge enthalten soll, nur als ein kleiner, doch genau berechnet verhältnismäßiger Gegenstand erscheint. Die Höhe des Felsens ist mit dem köstlichsten Laubholze bewachsen und die Seiten ... mit solchem Laubholze verdeckt, so daß das Ganze wahrhaft malerisch, wie ein heiliges Gemälde von einer nie gesehenen Größe hervortritt. Durch ein Gewässer, welches den Fuß der Felswand bespült und mit einer Barriere umgeben ist, wird man genötigt, in einer Distanz von etwa 40—50 Fuß denjenigen Standpunkt zu nehmen, der zur Anschauung am passendsten ist.

Was sind alle Gemälde der Erde gegen dieses kühne Gemälde! ... Verbindet man damit nun noch die beziehende Idee, daß ein unglücklicher König durch die Treue eines fremden Volkes gegen die Wut des eigenen bis in den Tod, aber vergebens, geschützt wurde, so gewinnt der Anblick den höchsten Grad der Rührung, und das Gemälde steht unaussprechlich schön vollendet da, weil das Herz im reichsten Maße befriedigt wird ... Spricht das Denkmal nicht laut, wie der Mensch handeln soll, wenn er einmal den Eid der Treue geleistet hat? Mehr soll es nicht sagen; aber dies sagt

Schon die alten Luzerner Veduten des 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts, von Schellenberg bis Biedermann und Schwegler, haben gerne die Schönheiten der Alpenwelt vor den Augen des Betrachters ausgebreitet. Aber sie taten es nie, ohne im Vordergrunde die Stadt Luzern oder wenigstens ein Luzerner Wahrzeichen, die Türme der Hofkirche oder die Zinnen der Musegg-mauer, im Bilde festzuhalten. Das Aquarell, das Rudolf von Alt 1868 am damals neuaufgefüllten Schweizerhofquai gemalt hat, beleuchtet einen Wendepunkt in der Entwicklung des luzernischen Landschaftsempfindens: man kehrt der Stadt den Rücken und sucht nur die Natur. Im gleichen Jahrzehnt wurde der Großteil der alten Stadtbefestigungen niedergelegt, man drängte zu den engen Gassen hinaus, und auf dem Vierwaldstättersee begann die Dampfschiffgesellschaft, deren Werften am gegenüberliegenden Seeufer zu sehen sind, den damals einsetzenden Fremdenstrom nach Tellsplatte und Rütli zu führen. Das heutige Kunsthaus- und Bahnhofareal war damals noch eine Idylle. x. v. m.

Zur nächstfolgenden Doppelseite: Inneres der Spreuer- oder Mühlenbrücke, der untern der beiden Holzbrücken, welche im 16. Jahrhundert durch Ulrich Hartmeyer erbaut wurde. Photo Werner Bischof. Nr. 6015

Caspar Meglingers Totentanzbilder auf der Spreuerbrücke. In den Jahren 1626 bis 1632 hat Caspar Meglinger für die Spreuer- oder Mühlenbrücke zu Luzern jenen Totentanzzyklus geschaffen, der nicht nur wegen seines gewaltigen Umfangs — er umfaßte ursprünglich 67 Tafeln — ein Unikum ist, sondern der auch künstlerisch gegenüber all seinen Vorläufern auffallend modern wirkt: hier spielen sich die Szenen nicht mehr vor einem uniformen Hintergrund, sondern in gemütlichen Innenräumen oder weiten Landschaften ab, hier tritt der Tod nicht mehr als der immer gleiche Knochenmann, sondern stets in neuer Gestalt an seine Opfer heran. Den Liebenden naht er sich als Musikant, der seine Melodie unauffällig mit den Klängen eines Konzertes im Freien vermischt. Verträumt lauschen die zwei den eigentümlichen Tönen und wissen noch nicht, ob sie ihnen von Tod oder Liebe künden, die beide so nah verwandt sind. — Auch die Gräfin, die in offener Karosse über Land fährt und wie verzaubert in die blühende Welt hinausblickt, ist einem so vergeistigten Lebensgenuß hingegeben, daß der Tod sie nicht brutal anzufassen wagt. Er hält ihr als Bedienter zartfühlend das Schirmchen und gibt unauffällig als Kutscher — nur die Händlein haben seinen Moder gerochen — ihrer empfindsamen Reise eine veränderte Richtung. x. v. m.



Arturo Toscanini
Agosto 25 - 1938

With hearty greetings & thanks for a wonderful visit.
Adrian Cedric Boult.
9 August 1939.

En pèlerinage vers le lieu où ce thème sublime a pris naissance.
Alfred Cortot
10 Dec. 1934

A. Honegger
17 Mai 1939

Henry J. Wood
Adagio e molto espressivo

Adolf Busch.
25. 8. 1938

es so kräftig, so herrlich, so wahr, wie es noch nirgends gesagt wurde.» *(F. W. C. Wisselinck: Flüchtige Bemerkungen auf einer Reise von Elbing in Preußen nach der Schweiz, 1826.)*

Aehnliches sprach der Märchendichter *Andersen* hier aus. Wenn im Jahre 1832 *Chateaubriand*, ein müder, einsamer, alter Dichter, einst ein Mitbegründer der romantischen Schule in Frankreich, in Gedanken verloren vor dem Weiherfelsen steht oder mit Rührung, wie uns sein Begleiter *Alexandre Dumas* erzählt, in der Sühnekapelle nebenan das von der Dauphine gestickte Antependium mit dem Bilde des göttlichen Opferlammes betrachtet, so wird auf einen Augenblick französische Königsgeschichte sichtbar, denn dieser in freiwilliger Verbannung Lebende gehörte bis zuletzt zu den Getreuen jener Bourbonen, für welche die durch das Denkmal verherrlichte Schweizergarde ihr Leben gelassen hatte.

Und wiederum vierzig Jahre später, im Zeitalter der triumphierenden mechanistischen Naturwissenschaft: ein von andern Zeitkräften Getriebener an einer andern Luzerner Wunderstätte! Den Grafen *Adolf Friedrich von Schack* überkamen vor den versteinerten Palmblättern und Eismühlen des Gletschergartens naturwissenschaftliche Visionen von vergangenen Erdzeitaltern: «Dicht beisammen also erblickt man zwei durch Aeonen voneinander geschiedene Gestalten der Erde: die eine, als ein tropisches, treibhausartiges Klima in unserem Norden die Pflanzen der äquatorialen Zone gedeihen ließ, die andere, als ungeheure Eismassen, worin alles Leben erstarrte, den Boden bedeckten.» Wie an einer Stätte feierlicher Vorbereitung auf das Alpenerlebnis lernte dieser Besucher hier anschauend in jenen gewaltigen Zeiträumen denken, deren Monumente ihm später im Hochgebirge entgegentraten: «Ich las in den um mich aufgetürmten Bergschichten wie auf steinernen Tafeln, auf die der Weltgeist seine Offenbarung geschrieben, die Entstehung der Erde und ihren Fortgang durch alle Perioden ihrer Umwandlung, Zerstörung und Weiterentwicklung.» *(«Ein halbes Jahrhundert», 1888. Notiz von 1873.)*

Das war bereits zu Beginn der Zeit der Hotelpaläste, der Gotthard- und der Rigibahn, als ein glänzender internationaler Fremdenkorso durch die festliche Sommerfrischenstadt flutete und der Aufenthalt in Luzern gesellschaftliche Mode wurde. Kein Wunder, daß in dieser Menge, die sich am Vierwaldstättersee gleich glanzvoll langweilte wie in Biarritz oder Monte Carlo, auch der Spötter auftauchte: der Amerikaner *Mark Twain* hat sie im «Tramp Abroad» an den Pranger gestellt und mit ihr die Missetaten einer gewissen, auf den Publikumsgeschmack abgestimmten Andenkenkitsch-Industrie: «In Luzern wird hauptsächlich mit allerlei Spielzeug von der Reiseandenken-Sorte Handel getrieben; die Läden sind vollgestopft mit Alpenkristallen, Landschaftsphotographien und Holz- und Elfenbeinschnitzereien. Ich will nicht verheimlichen, daß Miniaturausgaben des Löwen von Luzern überall zu haben sind. Millionen davon! Wir haben weder eine photographische Verunglimpfung noch ein hölzernes Abbild des Löwen gekauft

Links: Eintragungen berühmter Musiker, die in Luzern gastierten, aus den Fremdenbüchern des Restaurants Dubeli und Hotels Wildenmann: Arturo Toscanini, Adrian Cedric Boult, Alfred Cortot, Arthur Honegger, Henry S. Wood, Adolf Busch.

Rechts: Barocke Stuckdecke im Hause von Liebenau am Franziskanerplatz. Photo Werner Bischof





Dessiné par B. A. Dunker en 1777

ALPENPANORAMA DER URSCHWEIZ UND DES VIERWALDSTÄTTERSEES

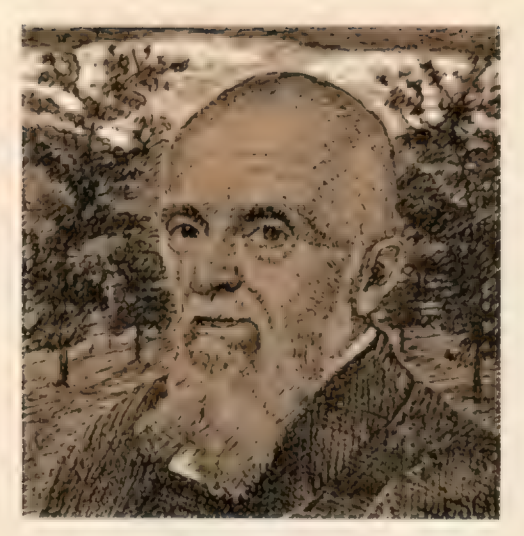


Gravé par Née et Masquelier

Ligne Méridienne de

NORD

Diese Ansicht zeichnete B. A. Dunker im Jahre 1777 nach jenem riesigen Relief, das noch heute im Gletschergarten beim Löwendenkmal als ein Meisterstück und Markstein früher wissenschaftlicher Landesdarstellung gezeigt wird. Das Relief ist ein Werk des Generalleutnants Ludwig Pfyffer von Wyher, der nach einer ruhmreichen militärischen Laufbahn in französischen Diensten zwanzig Jahre hindurch die Zentralschweiz durchforschte und sich dabei als leidenschaftlicher Alpinist beim Erklimmen der Gipfel und beim Durchmessen der Schluchten — was damals höchst modern war — eifrig an- und abseilen ließ. Die romantische, ja phantastische Wirkung der Zeichnung rührt zum Teil daher, weil sich die auf dem Pfyfferschen Relief stark überhöhten Gebirge auf der perspektivischen Aufnahme natürlich noch viel höher ausnehmen und uns so das damals erwachende Gefühl für das schaurig Schöne zerklüfteter Felsgebirge lebhaft empfinden lassen. Zentralbibliothek Zürich. *x. v. m.*



Kunstmaler Hans Emmenegger (1866—1940)



Bildhauer Hugo Siegwart (1864—1938)



Kunstmaler Joseph von Moos (1859—1939)



Architekt und Maler Karl Mossdorf (geb. 1865)

noch eines aus Elfenbein oder aus Marmor, Gips, Zucker oder Schokolade. In der Tat waren diese Nachbildungen so weit herum verbreitet, daß sie für das Auge sogleich ebenso unerträglich wurden wie für das Ohr der jeweilige neueste Schlager. Jahrelang ist die Kuckucksuhr für mich der Inbegriff des Abscheulichen gewesen, aber hier in Luzern stand ich nun endlich einmal in der Heimat dieser Kreatur. Wo immer ich hinging, tönte mir dieses peinigende ‹Kuckuck, Kuckuck, Kuckuck› in die Ohren. Eine schöne Bescherung für einen nervösen Menschen! Ich kaufte eine und werde sie einer ganz bestimmten Person heimbringen, denn ich habe mir von jeher geschworen, daß ich diesem Menschen, sobald sich eine Gelegenheit böte, einen schlimmen Streich spielen würde. Eigentlich wollte ich ihm ein Bein brechen oder etwas Aehnliches antun; aber als ich nach Luzern kam, erkannte ich sofort, daß ich seinen Geist verwirren könnte. Das wäre ein dauerhafteres und auf jeden Fall ein befriedigenderes Ergebnis. So erstand ich eine Kuckucksuhr, und sofern ich jemals damit nach Hause gelange, ist er des Todes.»

In dem stiller gewordenen Luzern der jüngsten Jahrfünfte hat sich auch wieder, fast wie ein zurückkehrender Vertriebener, der des reicheren Luzerner Erlebnisses fähige Gast eingefunden, derjenige, über den die Lockungen der Landschaft, der Zauber der Geschichte und das Beschwingende des Seelichtes (und auch der «Stadtseele») wieder Macht gewannen: *Ricarda Huchs* Luzerner Aufsatz («Corona», Heft 4, 1932) ist die schönste Gabe, die ein neuerer Dichter der Reußstadt gewidmet hat:

«Die Brücken tragen dazu bei, der reizenden Stadt, die sich wie eine Girlande um die Ufer des Sees und des Stromes schlingt, das Flüchtige, Schwingende zu geben, als sei sie weniger eine Burg zu dauernder, geschützter Niederlassung als eine Herberge, wo man voll froher Erwartung rastet, bevor man die winkende Bahn betritt. Keiner geistigen oder materiellen Macht ist es je gelungen, sie der Bestimmung der Natur zu entfremden, die sie an die Schwelle einer weit geöffneten Pforte legte ... In Luzern scheint eine Lässigkeit, ein freies Gehenlassen im Spiele zu sein, das man sich aus dem Charakter der Luzerner erklären möchte. Der See, der sich ihrem Blick entzieht, und mit immer neuen Ausbuchtungen die Neugier lockt, die Berge, die sich hintereinander schichten wie die Herolde größerer Wunder, haben es ihnen angetan. Sie sind keine angewurzelten Menschen, die sich Tag für Tag über den Amboß oder das Butterfaß bücken, sie stehen immer ein wenig auf den Zehenspitzen und horchen auf den Ruf der Ferne.»

ALBERT BETTEX

KARL F. SCHOBINGER ist der Nestor der Luzerner Künstler und stammt selber aus einer alten Luzerner Familie (Bundesrat Schobinger war sein Onkel). Er hat zwei große Lehrer gehabt: zu Anfang seiner Laufbahn Ferdinand Hodler in Genf und seither Hans Holbein (immer, wenn man Schobinger in seinem Atelier besuchte, lag die große Holbeinmappe aufgeschlagen auf dem Tisch). Die kühle Klarheit dieser beiden Vorbilder eignet auch Schobingers Schaffen, seinen Landschaften und Porträten. Die in Luzern fast zur Regel gewordene Personalunion von Künstler und Jäger zeitigte bei Schobinger auch viele Tierbilder von exaktester Beobachtung (namentlich Wasserhühner). Von einer ganz andern Seite zeigt sich Schobinger in seiner umfangreichen, üppig wuchernden skurrilen Graphik, die, aus Realistik und Phantastik gemischt, einmal das Publikum in Erstaunen versetzen wird. Die nebenstehend zur Abbildung gelangten vier Porträts sind nur einige Gelegenheitsfederzeichnungen, in denen Schobinger die Züge seiner Luzerner Künstlerfreunde festgehalten hat.



Das Löwendenkmal, errichtet zur Erinnerung an die heldenhafte Verteidigung der Schweizergarde Ludwigs XVI. im Pariser Tuileriensturm am 10. August 1792. Ansicht der Werkstätte im Molassefelsen, darin im Jahre 1820 das Denkmal nach dem Modell des dänischen Bildhauers Albert Thorwaldsen von Lucas Ahorn aus Konstanz ausgeführt wurde. Lithographie von C. Hegi aus der Bürgerbibliothek Luzern.



FRANZ LUDWIG PFYFFER VON ALTISHOFEN

Luzerns patrizische Tage

VON KUNO MÜLLER

Wer im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert zu Fuß, Roß oder Wagen Luzern betrat, war eine Atemlänge benommen ob der Stille, die ihn umfing. Dachte er vor dieser behaglichen Ruhe der frischen Lebendigkeit seiner Heimat, des gelehrten Basels, des herrschaftlichen Berns, des geschäftigen Zürichs, mochte er mit Stolz vergleichen, wie zu Hause sich die regsamen Kaufleute sputeten und ein klimperndes goldenes Sturzbächlein unverdrossen von Hand zu Hand rollte. Kam einer von weiter her, wo die Zeit noch aufgeregter vorübersauste und ablief, fühlte er dankbarer den Zauber dieser sichern luzernischen Gelassenheit und übersann, wie einer auch bei gemächlichem Tagwerk genug einheimste, sich einen beschaulichen Abend zu gönnen.

Eine friedliche Landschaft stand dieser verträumten Stadt anmutig zu Gesicht. In weitem Kreis lagen die graugrünen Berge, bannten das Auge, daß es sein hastiges Schweifen vergaß, und sprachen zu dem aufhorchenden Gemüt von Genügsamkeit und Ruhe. Wohlig dehnte sich der See, und wo die zärtlichen Ufer ihn bedrängten, flüsterte auch er besänftigende Melodien. Seit unvordenklichen Tagen waren ihm die Kinder dieser Gestade vertraut, auf seinen Wassern gingen sie jahrhundertelang dem müßigsten aller Berufe nach, der Fischerei, ihr Leben bescheiden fristend. Was die Wellen in all den Zeiten den Luzernern an Gelassenheit ins Blut gewiegt, konnte keine veränderte Zeit daraus verjagen. Später trug der See geduldig die breiteren Nachen, voller Waren und voller Menschen, die irgend ein Anliegen nach Süden trieb und die bei ihrem kurzen Verweilen den Städtern für Fracht und Fahrt, Lager und Imbiß ein leicht verdientes Entgelt hinlegten.

Die Stadt am See lächelte heiter und zufrieden. Im hügligen Gelände lagen zwischen schattenden Obstgärten helle Landhäuser, die ohne Ueberhebung als kleine Schlösser gelten konnten und einem weltkundigen, wohlhabenden Adel gehören mußten. Offene Vorstädte breiteten sich vor den Ringmauern. Ihre Anlage verriet, daß sie kaum jünger waren als die Stadt selbst. Nur die Stadtmauer, die wie ein zu weiter Gürtel lose über dem Hügel der Musegg hing und vom Leib der Stadt noch immer nicht ausgefüllt wurde, verriet, daß man sich zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts, als die Bürger zuversichtlich diese Mauer errichteten, doch etwas übernommen und vom Wachstum der Stadt zuviel versprochen hatte. Ob der Mangel, der das Gemeinwesen nicht zu der vorgedachten Fülle hatte kommen lassen, auf geschichtliche Zwangsläufigkeit, landschaftliche Gegebenheit oder menschliche Unzulänglichkeit zurückzuführen war, mochte Gott entscheiden.

Daß in Luzern politische Ungleichheiten bestanden, nahm jeder Besucher des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts als selbstverständlich hin. Ungleichheit regierte allenthalben an Stand und Ansehen, an Leib und Seele, Geist und Gabe, Macht und Geld. Unter den freiheitsstolzen Eidgenossen und ihren Zugewandten gab es monarchische Bischöfe, aristokratische Städte und demokratische Länder. Sie herrschten über ennetbirgische Untertanen und hielten sich gemeinsame Vogteien. In Luzern, mehr vielleicht als anderswo, sorgte eine umsichtige Obrigkeit bei aller Unstimmigkeit klug für geheimen Ausgleich und dauernden Frieden.

Die Bauern der Landschaft, die nach grundherrlichen Rechten «dem Schultheiß und den Räten von Luzern» gehörten, wurden von der Leitung des Freistaates ferngehalten, aber sie genossen in dörflicher Verwaltung und Gerichtsbarkeit eine so weitgehende und selbständige Freiheit, daß sich die Reisenden aller Herren Länder baß erstaunten. Oertliche Selbstherrlichkeit, das stolze Kronstück schweizerischer Staatskunst, gab den Bewohnern der Munizipalstädte, Talschaften und Dörfer Ellbogenraum genug, den Mann zu stellen und das Eigene und Naheliegende mit seinesgleichen zu regeln und zu schlichten. Der Unterschied der mannigfachen Rechte, die aus altgehegten Quellen flossen, machte den kleinsten Sprengel stolz und eifersüchtig auf das Ersessene und vom nachbarlichen Recht Abweichende. Alte Seßhaftigkeit und ständig wiederkehrende Mischung des Blutes verbanden die Bewohner jedes Dorfes zu inniger Verwandtschaft und schufen Eigenarten, auf die man, allem Spott der anstoßenden Gemeinden zum Trotz, stolz war.

Bauer zu sein, war zu allen Zeiten ein stolzes und herrliches Gewerbe. Nirgends verbindet sich der Wille der Natur enger mit den Wünschen der Menschen. Nichts widerspricht der

Nebenstehendes Porträt stellt Franz Ludwig Pfyffer von Altishofen, einen der Luzerner Junker, dar, wie sie im 17. und 18. Jahrhundert in reicher Zahl in fremde Dienste zogen. Er diente während 26 Jahren als Hauptmann der Schweizergarde in Rom, während sein Bruder Gardehauptmann in Wien war. Aus päpstlichen Diensten trat er in den Malteserorden über und stieg dort zur Würde eines Komthurs und Großbaillis von Brandenburg auf. Er starb 1771, 72jährig in Malta. Das Bild stammt von einem unbekannten Maler und befindet sich in luzernischem Privatbesitz.

Natur und nichts geschieht, ohne dem Menschen Nutzen zu bringen. Am Landbesitz nahmen Erbrecht und Stetigkeit des Besitzes ihren Ursprung. Einsichtig ertrug der Bauer die Starrheit der sozialen Ordnung. Sie verwehrte ihm die Landflucht. Heim und Stand des Geschlechtes gingen vom Vater auf den Sohn über. Mit überraschtem Staunen nahm der Fremde das Glück der Schweizer Bauern wahr. Grimmelshausens Simplicissimus, obwohl er mit Erbsen in den Schuhen nach Einsiedeln pilgerte, fand nicht Worte genug, dies Land zu schildern. Die Sicherheit der Straßen, der friedliche Wandel der Bauern, die vollen Ställe, das fette Vieh, ließen ihn ein Land der Wollust und Freude, ein irdisches Paradies erschauen, daß er den ganzen Weg nur hin und her gaffen und sich in China oder Brasilien glauben mochte. So sehr schien die Schweiz damals den Deutschen ein Garten der Seligkeit, daß der Wunsch, dieses Glückes teilhaftig zu werden, sich zur Sage und sehnsüchtigen Prophezeiung verdichtete, der Schwanenberg bei Magdeburg werde einst inmitten der Eidgenossenschaft liegen, und Deutschland als eine große Schweiz erblühen.

An diesem Wohlstand nahmen auch die Städter ihren Anteil. Die Stille, die dem Reisenden zunächst entgegenschlug, verriet nur die eine Seite des luzernischen Wesens. Dem bewunderten Vorbild der junkerlichen Herren folgend, verpönte auch der Bürger den Mann, der sich zu gierig dem Geldgewinn ergab, und achtete jenen, der zwischen Arbeit und Muße einen vernünftigen Ausgleich fand. Aber die Stadt war eine Station an der Gotthardstraße, Herrin der Seeschiffahrt, Sitz eines ansehnlichen Fernhandels, Marktplatz der Länder, Haupt der katholischen Schweiz, Residenz des päpstlichen Nuntius, Sitz einer geachteten Jesuitenschule, ein eidgenössischer Vorort. Was all das an leicht verdientem Gewinn einbrachte, strich auch der Luzerner gerne, aber ohne großen Aufhebens, ein. Daß ein ständiges Kommen und Gehen die Stadt belebte, bewies die große Zahl von Gasthäusern und Wirtschaften.



Junkerschaft und Bürgertum waren erblich und unvertauschbar. Das Recht folgte hierin dem Brauch der Natur, die ihre köstlichsten Gaben, Geist, Anmut, Klugheit, Tugend ebenso willkürlich verteilt und bewahrt. Jeder genoß stolz und froh das, was ihm geschenkt war: das verehrte Patriziat, das ehrsame Bürgertum, die schützende Zugehörigkeit. Der Junker war durch Stand und Erziehung zu vornehmem Wesen verpflichtet. Der Handwerker sah seine Ehre darin, in seine Werke das Beste und Letzte zu legen. Ihn beseelte eine Berufsehre, wie sie heute nur noch bei wenigen Ständen besteht. Mit der Lust eines Künstlers schuf er sein Werk. Sein Wissen übergab er vertrauend seinen Söhnen. Der Kaufmann genoß seinen nutzbringenden Beruf und war ebenfalls wenig geneigt, einen tüchtigen Sohn seinem ehrbaren Stand zu entfremden. Er übergab ihm stolz den ererbten Kaufladen, der Gewinn, Annehmlichkeit und Unterhaltung so reichlich verschaffte, daß lebhafte Kinder in seiner Nachahmung Spiel und Erlustigung fanden. So blieb bei der Bürgerschaft wie bei den Bauern ein kluger Kopf bei seinem Stande und erhöhte damit von Generation zu Generation seinen Wert und sein Ansehen. Am Feierabend, der in jenen vernünftigen Jahrhunderten früh des Tages begann, saßen Meister und Gesellen zufrieden beisammen und überdachten ein erfreuliches Werk.

Die Reisenden berichten nicht nur von der Stille und Kleinheit der Stadt, sie loben zugleich ihr vornehmes Aussehen und ihr welsches Gehaben. Diese Vornehmheit kam ihr von den patrizischen Geschlechtern, die französisch sprachen, nicht die heimischen Trachten der Bürgersfrauen, sondern parisische Kleider trugen und Edelsitze bauten, wie sie die Schweizer Offiziere im Frankenland bewundert hatten, als sie dort in des Königs Diensten standen und mit den Adeligen des Landes als ihresgleichen verkehrten. In unvergeßlichen Jünglingsjahren erfuhren die Luzerner dort französische Geistigkeit, weltmännische Gebräuche und erwarben zeitläufige Erfahrungen. Sie kehrten nach einer hohen Schule eingeweiht und klug nach Hause, und die überheblichen Gesandten gaben wiederholt ihrem Erstaunen Ausdruck, daß diese schmächtige Republik Männer hervorbrächte, deren geistiges Maß das ihrer Stadt bei weitem übertraf. War man in einer französischen Kleinstadt nur darauf erpicht, so rasch als möglich nach Paris entfliehen zu können, war man in einer deutschen Kleinstadt leicht überzeugt, man wohne im Mittelpunkt der Welt, so schmeichelten sich die Patrizier Luzerns, einer Republik vorzustehen, mit der der König von Frankreich, Treue für Treue haltend, ein ewiges Bündnis stets zu erneuern wichtig genug fand.

Der Bund mit Frankreich, dessen Nachteile den Schullehrern des neunzehnten Jahrhunderts so augenfällig waren, brachte den eidgenössischen Ständen einen Vorteil, um den wir jene Zeiten wohl beneiden können. Die Republik Luzern wurde regiert von einem gutgeschulten, vermöglichen Adel,

der alle Pflichten der Vornehmheit achtete, ohne daß der Freistaat für diesen Schmuck und diese Blüte sich in Unkosten zu stürzen hatte. Die Staatsmänner wurden so kärglich besoldet, daß die Ausländer sich darüber stets verwunderten und diese sparsame Ordnung neidisch mit der heimischen verglichen. Die Repräsentanten des Staates konnten sich eine Vornehmheit erlauben, für die anderorts das Volk die Zeche zahlte. Es ließ sich wohl sagen: Hatte der Junker Geld, hatte es die ganze Welt. Bei uns kam für das schöne Spiel kein geringerer auf als der König von Frankreich. Seine Pensionen machten die Steuern, die anderorts das Volk bedrückten, überflüssig, sie hielten die Staatsmaschine in Gang, sie häuften den Reichtum der regierenden Familien, die das Geld nobel unter das Volk brachten. Eine echt schweizerische Zurückhaltung wehrte dabei den Junkern eine allzu unsinnige Verschwendung. Ein sorglich gewahrter Familienbesitz schützte auch die minder Glücklichen vor Verarmung. Noch tief im neunzehnten Jahrhundert waren die meisten Landgüter in breiter Umgebung der Stadt in den Händen weniger ehemals patrizischer Geschlechter. Wohlerzogen, von Kind auf mit Staatsgeschäften vertraut, einer ansehnlichen Dienerschaft gegenüber an befehlenden Anstand gewöhnt, kamen diese Junker dem menschlichen Hang, würdige Vorgesetzte dankbar zu verehren, in anmutiger und herrschaftlicher Form entgegen. Eidgenössische Schlichtheit erleichterte den Verkehr der Junker mit den Bürgern. Hielten die dreißig Patrizierfamilien auch an ihren Standesvorteilen fest, wie die sechzig Bürgergeschlechter an den ihren, so verkehrten Patrizier und Plebejer doch in verträglicher Bescheidung. Selbst die altväterischen Kleidermandate, diese Dokumente der Ungleichheit, wollten vor allem den Besitzenden eine unsinnige Zurschaustellung ihres Reichtums verbieten. Montaigne, als er durch die Schweiz fuhr, konnte es kaum fassen, daß ein leutseliger Gastwirt in Baden zugleich Vorsteher des Stadtrates war. Ein anderer notierte sich kopfschüttelnd, daß sein Hotelier ein höchstes Amt im Wallis innehielt und eine Oberstenstelle in Frankreich bekleidete. Solche Züge verrieten den Ausländern, wie vernünftig, maßvoll und, wenn wir so sagen wollen, demokratisch selbst der «Absolutismus» in der Schweiz sich kleidete und wie berechtigterweise wir, trotz allem, in Europa als Hort der Freiheit galten. Italiener gewahrten, daß die Untertanen der ennetbirgischen Vogteien zwar politisch unfrei waren, aber weniger Steuern zu zahlen hatten als irgendein Bürger der stolzen italienischen Republiken und Fürstentümer.

War das barocke Zeitalter darauf erpicht, das Leben zu verschönern und mit Glanz zu behängen, so war der sehnsüchtigste Blick doch ständig auf eine andere Welt gerichtet, auf das jenseitig Ewige. Und darin lag kein Widerspruch. Die gottgeschaffene Erde war schön und gut. Sie war nur ein Teil des All. Aus ihrer jenseitigen Hälfte floß ständig Trost und Stärkung. Liegt es nahe, ein namenloses Schicksal anzuklagen, war es doch unsinnig, dem allgütigen Gott mangelnde Fürsicht zuzutrauen. Die Welt erschien dem pathetischen Jahrhundert gerne als ein Theater, als das Große Welttheater, auf dessen szenenreicher Bühne jedem eine bestimmte und von Gott erwählte Rolle zukam, die er nun gut oder schlecht spielen konnte, bei deren Entlöhnung aber nicht die Ansehnlichkeit der Rolle, sondern nur die Tauglichkeit des



Spielers gewertet wurde. Dieser sichere Glaube, der Glaube zugleich an eine unfehlbare Kirche, gab letzte Sicherheit und herrlichen Mut. Die Straßen Luzerns waren erfüllt vom Klang der Glocken seiner zehn Kirchen und Klöster, Heiligenbilder schmückten die Gassen und Häuser, figurenreiche Darstellungen waren über ganze Straßenzüge gespannt. Die Frauen trugen stets einen Rosenkranz bei sich und hielten so in ihrer Hand leicht aber unverlierbar ein Band, das sie mit Gott und seiner irdischen Mutter verknüpfte. An jeder Türe hing ein Weihwasserbecken, in das Hausgenossen und Besucher den Finger tauchten und sich bekreuzend unter höhern Schutz stellten. Hoch im achtzehnten Jahrhundert, als in Frankreich die Aufklärung längst ihren Siegeszug ging, bauten die Luzerner auf dem Lande die schmucksten Kirchen, die noch heute als liebliches Prunkzimmer des Dorfes die Frommen zu tröstlichem und wohltuendem Verweilen einladen. Die Feste des Kirchenjahres gaben dem Ablauf der Tage einen lieblich beschwingten Takt. Ein Dorf zählte oft neben den Sonntagen mehr als fünfzig Feiertage, erquickende und erbauliche Feste. Weihte der Bischof eine Kirche ein, wurde der Tag mit erhebenden Veranstaltungen begangen, wie heute ein patriotisches Gedächtnis. Als die Jesuiten ihre neue Kirche dem Gottesdienst übergaben, fand ein Umzug statt mit dem Bild des Heiligen Franz Xaver im Triumphwagen, umgeben von bemalten Mohrenknaben, Darstellern der Hoffart, der Weltlust, der Liebe, der Lucerna, einem Indienfürsten und einem Schwarm von Pagen; der Nuntius ließ Zweibätzler unter das begeisterte Volk werfen. Als die Wallfahrtskirche im Hergis-

wald einen neuen Heiligen erhielt, den Felix Hergiswaldanus, gab die Stadt ein Fest, das mit einem Treffen kostümierter Reiter eingeleitet, allen Prunk einer barocken Spieloper entfaltete. Der Heilige vom Hergiswald wurde vom Zürcher Felix und der Muttergottes empfangen. Die jugendliche Madonna kleidete die Freude des Empfanges in so sinnfällige Worte und so verheißungsvolle Versprechen, daß ein heutiger Dichter sie kaum einem Liebeslied anzuvertrauen wagte. Innig und harmlos flossen irdische Freude und himmlische Lust ineinander. Gottesdienst war fast wie Festlichkeit, Klosterbesuch war verbunden mit Plauderei im geräumigen Sprechzimmer, wo jeder einen Verwandten oder Bekannten traf. Der Tod war nicht Ende, sondern Anfang ewiger Heiterkeit. Die Güte Gottes und die Gewißheit des rechten Glaubens gaben Gewähr für hier und dort, für jetzt und alle Zeit. Die Grenzen zwischen Zeitlichem und Ewigem waren unbestimmt wie die Ufer des flutenden Meeres, das Ueberirdische floß in mächtigen Wogen überall in die irdischen Tage.

Nicht das Volk, das die bestehende Staatsordnung als gottgewollt achtete, nicht der untertane Bauer und der hintangesetzte Bürger verlangten am Ende dieser Aera nach Aenderung. Der Großteil der Luzerner Junker, die zu allen Zeiten in Frankreich ihr Vorbild erblickten, verfolgte die jähen Wechselfälle der geisterweckenden Aufklärung und der menschenmordenden Revolution mit atemloser Spannung. Ihre Begeisterung für die hohen Ziele, Freiheit und Gleichheit, erlahmte nicht, trotz aller Enttäuschung über die Roheit der Mittel. Hingerissen von den «unverjährbaren und unveräußerlichen Menschenrechten, die in der Vernunft ihre Grundlage haben», erklärten sie als erste in der alten Eidgenossenschaft den Verzicht auf alle politischen Vorrechte. Mit dem Verzicht auf die patrizische Ordnung schlossen sie eine Epoche der Landesgeschichte ehrenvoll ab. Daß der selbstlosen Begeisterung manche Ernüchterung folgte, und daß die Geburt der Freiheit, wie jede Geburt, unter Schmerzen vor sich ging, war nicht ihre Schuld.

Jeder von uns verdankt dem Jahrhundert, das dem Umbruch folgte, seine geistige Freiheit und gesellschaftliche Währung. Keiner hat Anlaß, sich in jene vorvergangenen Zeiten zurückzuwünschen. Kein Vergangenes ist wiederbringlich, keine Beschwörung lebensfähig. Schöne Träume von der statischen Ruhe jener gesellschaftlichen Ordnung und der bewährten Tüchtigkeit jener anmutigen Elite bleiben Träume, wenn ihnen nicht zeitliche Dauer und geschichtliche Notwendigkeit die Weihe der Legitimität geben. Unserem Jahrhundert ist die Statik zuwider, es geht eher daran, auch die von den Sesseln zu lüpfen, die sich in der Zwischenzeit daraufsetzten. Vor einer Elite, die sich in so geschäftigen Zeiten als solche entpuppen will, bewahre uns der Himmel.

Das Vergangene ist gleichwohl nicht tot. Der verklärende Dunst der Entfernung legt über seine Landschaft malerische Schönheit und dichterische Reize. Aber was in diesen schönern Hüllen erscheint, ist kein Gespenst der Einbildung, es ist die Seele eines Volkes, die nur ihre Gewänder wechselt, doch im Wesen unverändert bleibt. Es gibt Zeiten, die der Volksseele innig entsprechen und in denen sie sich frei entfalten kann; es gibt Zeiten, in denen sie unter fremden und gleichmacherischen Einflüssen sich zurückzieht und unfaßbar wird. Nie hat sich der Geist Luzerns anmutiger und offener gezeigt als in jenen junkerlichen Tagen: ein gelassener, gleichmütiger, mit Natur und Wirklichkeit innig verbundener, in seinen glücklichsten Blüten gewandter und freier Geist.



Beilage: Zeitgenössisches Schaffen, Blatt 15. Werner Hartmann: Luzern, «Im Zopfli». Schweizerische Monatsschrift «Du», Nr. 7, Jahrgang 1944. Verlag Conzett & Huber Zürich



To the Lion?

VON HEDWIG LAUBER

Luzern ist eine Fremdenstadt. Jede Fremdenstadt führt ihr Doppelleben: das festlich überströmende, von außen betonte der «Saison», und das alltägliche, nach innen gerichtete des übrigen Jahres. Nur der Eingeborene eines Fremdenorts kennt den schmerzlichen Uebergang, diese Rückverwandlung vom Prinzeßchen zum Aschenbrödel, wenn am Ende des Sommers die Fremden gleichsam das Festliche, Besondere der Stadt mit sich forttragen, sie in ihrem Alltagskleid zurücklassend, darin sie sich von keiner andern Kleinstadt mehr unterscheidet. Nun verfällt sie dem Winterschlaf; aber ihr Unterbewußtsein bleibt wach. Wie helle Schmetterlinge tauchen darin die Bilder aus der vergangenen guten Jahreszeit auf.

Viele strahlende Sonntage, an denen buntbeflaggte Schiffe wie weiße Schwäne in den glitzernden See stachen, und die alten Hofkirchenglocken über ihn hinwegrauschten, hoch oben im Aether sich mit dem frohen Klang einer Blechmusik vermählend. Kanonenschüsse begleiteten die kirchlichen Prozessionen durch die engen Straßen der Altstadt hinauf zur Hofkirche, und der frische Harzgeruch der Laubbögen vermischte sich mit dem süßen Duft des Weihrauchs.

Zu Ostern waren die ersten Engländer aufgetaucht, schon sommerlich bunt gekleidet, wovon sie weder vereinzelte Schneehäufchen am Straßenrand, noch ordentlich rauhe Winde abzubringen vermochten, denn sie hatten ihre ganz bestimmte Vorstellung von «Springtime in Switzerland»! Und langsam gewöhnte man sich wieder an die oft gestellte Frage: «To the Lion?»

Es kam die Zeit des großen Verkehrs. Vor den Hotels standen in langen Reihen die ausländischen Wagen, und es begann das lustige Spiel des Buchstabenratens auf fremdländischen Autoschildern. Schwärme fröhlicher Schulkinder polterten nun Tag für Tag über die Holzbrücke, von Sehenswürdigkeit zu Sehenswürdigkeit geführt, bis sie sich am späten Nachmittag mit staubigen, vor Freude und Anstrengung überhitzten Gesichtchen am See lagern durften.

Im Monat Juli versammelten sich die Springreiter aller Herren Länder zum Concours Hippique auf der Schweizerhofmatte am See, und die Haldenstraße war verwandelt zum Corso, darauf elegante Limousinen und schönste Rassenpferde hin und her pendelten zwischen Allmend und Springfeld.

In jene Zeit fiel das große Seenachtfest, das Scharen schaulustiger Gäste aus allen Teilen des Landes in Extrazügen herbeiführte. Das Gewitter, das an diesem Tag meistens vom Pilatus her drohte, erhöhte noch die Erregung und gespannte Erwartung aller Anwesenden. Und als dann nach den venetianischen Kugeln, den Sonnen und Sprühregen, das sogenannte Schlußbouquet mit ohrenbetäubendem Geknatter und nicht endenwollendem Ueberfluß seine Farbenfontäne in den Nachthimmel steigen ließ, brach die Menge in dunkle Jubelrufe aus.

Dann auf einmal, zu Anfang August, veränderte sich das Publikum. Es kamen die «Elitegäste», denn die Musikfestwochen hatten begonnen. Man hätte sich in der Tat nach Salzburg versetzt wähnen können; gehörte es doch zur Tagesordnung, daß Gäste ihre Plätze telegraphisch aus Amerika vorbestellten. In den Pausen während der Proben standen

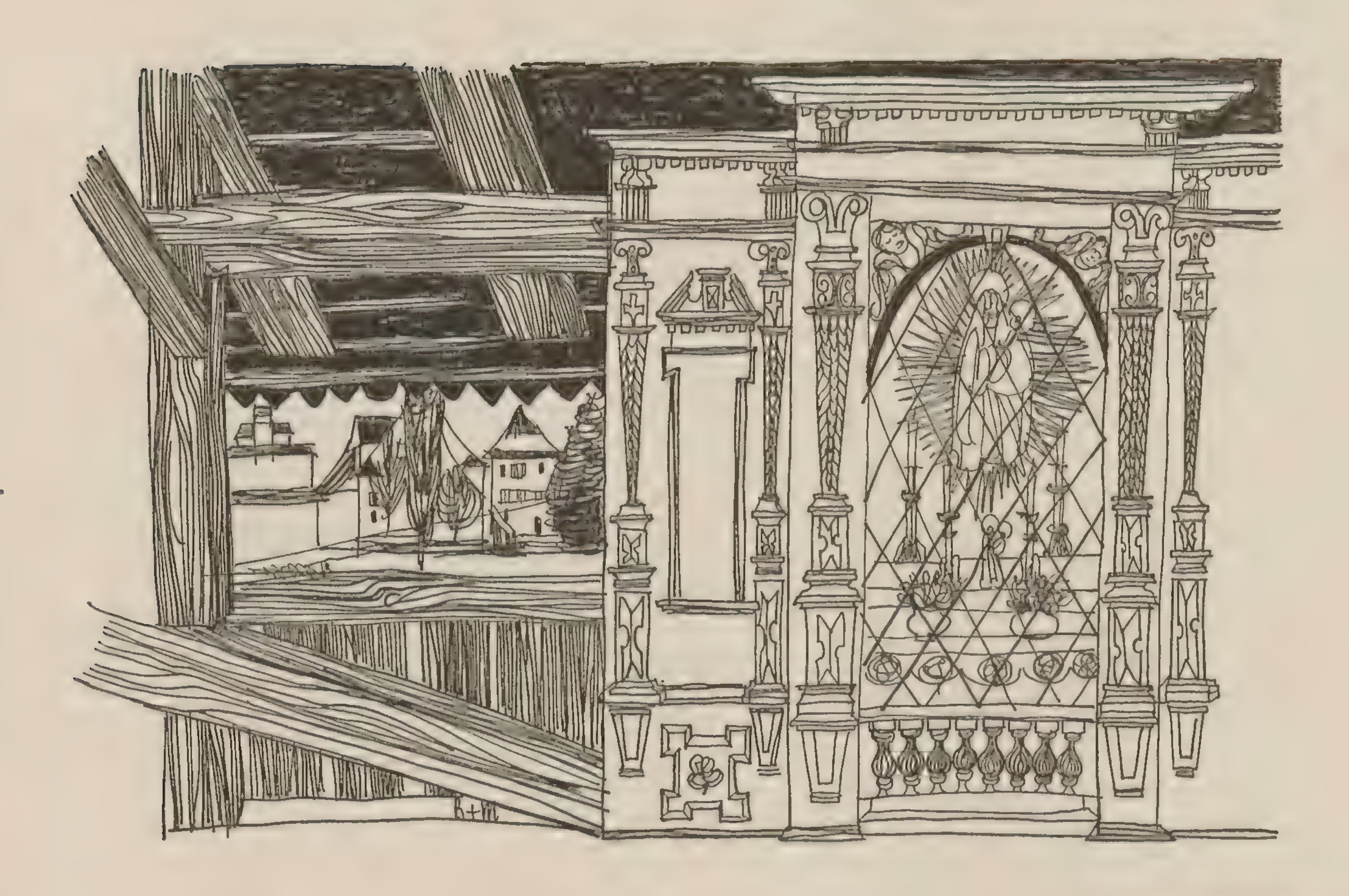


die Musiker in kleinen Grüppchen am See, und war man vom Glück besonders begünstigt, so saß man im Konzert gerade neben einem der berühmten Dirigenten!

In den Hundstagen erreichte das Badeleben seinen Höhepunkt. Wohl gibt es viele schöne Strandbäder in der Schweiz, aber wenige, die sich mit dem Luzerner Lido zu messen vermöchten! Alte Bäume beschatten das kleine Inselchen, das der Würzenbach von den grünen Rasenflächen der Sportanlagen trennt. Die Sonne, die den ganzen Tag darüber scheint, wirft vor dem Untergehen ihre letzten Strahlen schräg über den See auf den schmalen Sandstreifen, diesen noch wärmend, wenn drüben schon Stadt und Pilatus in Schatten gehüllt sind. Und jeder Sommer bringt seine Ueberraschungen: Aus kleinen Luzerner Mädchen sind entzückende Backfischchen geworden! Diese erste Beachtung, die ihnen geschenkt wird, erfüllt sie mit Stolz und Bangigkeit, denn sie fühlen genau, daß sie nun zu den «Zählenden» gehören, daß sie, fast wie an königlichen Höfen, dem Publikum vorgestellt wurden. Und so umwarben die Fremden jeden Sommer unsere einheimischen Schönen, und noch spät im Winter flog vielleicht der einen oder andern ein fremder Kartengruß ins Haus, «with kind regards from Singapore», oder etwa, mit kurzer Widmung aus Wien, eine schwerverständliche Arbeit über «Moghul Maller der Akbarzeit!»

Und dann plötzlich, nach einer Reihe von Nebeltagen, die einem hochsommerlichen Gewitter folgten, kam jener überdurchsichtig klare erste Herbsttag, in dessen allzu hellem Licht die zarten Pappeln an der äußeren Halde in den ersten gelben Blättern erzitterten. Die Luft war erfüllt vom Verlangen, mit den Zugvögeln davonfliegen zu können, die Fremden auf ihrer Reise in die Ferne begleiten zu dürfen.

Und später, als alles schon abgereist war, blieb uns noch der Bahnhof, das wache Auge gleichsam einer leise einschlummernden Stadt. Etwas scheu, denn keiner sollte es vom andern merken, schnupperte man dort die Luft der großen internationalen Züge, die für wenige Minuten in unserer Bahnhofhalle anhielten, und folgte ihnen bis tief in seine Träume hinein in jene fernen Länder nach, die die Berge uns verstecken, flog über sie hinweg, um im Frühling mit den ersten Schwalben wiederzukehren!



Zeichnungen von Ursula Bavier und Lisel Muhr

DAS GARTENKLIMA AM VIERWALDSTÄTTERSEE

VON CARL SPITTELER

Spitteler, der von 1892 bis zu seinem Tode im Jahr 1924 in Luzern wohnte, erhielt im Frühjahr 1894 von der Direktion der Gotthardbahn, die ihren Sitz ebenfalls in Luzern hatte, den Auftrag zu seinem Gotthardbuch. Dabei handelte es sich um den ersten bedeutenderen Reklameauftrag in der schweizerischen Literatur.

Spitteler machte sich mit Elan ans Werk. Er bereiste das Gotthardgebiet aufs gründlichste (es wurden wenigstens 30 Reisen durch und über den Gotthard unternommen) und er schrieb mit verbissener Ausdauer an seinem Manuskript, beständig sachlich berichtigend und stilistisch verbessernd. Am 25. März 1896 konnte er seine Arbeit der Auftraggeberin fertig überreichen.

Im Inhaltsverzeichnis des Manuskriptes war ein Kapitel über «Das Gartenklima des Vierwaldstättersees gemessen am italienischen» vorgesehen, das im Buche keine Aufnahme fand. Es wurde während des Druckes von der Gotthardbahn zurückgezogen, was Spitteler Anlaß zu folgendem artigen Briefchen an die Direktion der Bahn gab: «Herr Huber (der Verleger in Frauenfeld) schreibt mir heute, daß ausgemacht wurde, mein Nachtragskapitel ‚Das Gartenklima des Vierwaldst...' nicht in das Buch ‚Gotthard' aufzunehmen, sondern daß das Manuskript von der Gotthardbahn zu den ‚Akten' zurückverlangt worden sei. Daraufhin erlaube ich mir hiemit die Anfrage, wie Sie sich das weitere Schicksal jenes Kapitels denken, ob es bleibend unter den Akten wohnen soll oder wohin es sonst am richtigsten nach Ihrem Urteil gehöre.» Es konnte nicht ausbleiben, daß auf eine so liebenswürdige Mahnung hin der Aufsatz Spitteler sofort wieder zur freien Verfügung zurückgestellt wurde. Der Dichter scheint ihn freilich in der Folge nicht mehr veröffentlicht zu haben; jedenfalls sind alle Nachforschungen negativ ausgefallen, insbesondere in bezug auf die «Neue Zürcher Zeitung», der Spitteler damals seine Aufsätze anzuvertrauen pflegte. Die Wiedergabe des Aufsatzes im vorliegenden Luzerner Heft der Schweizerischen Monatsschrift «Du» darf somit als Erstdruck gelten.

Im Hinblick auf das Alter des Aufsatzes, der vor nunmehr bald 50 Jahren entstanden ist, konnte eine Nachprüfung seiner Daten in Betracht fallen. Es wurde jedoch davon abgesehen, indem zwar wohl diese oder jene von Spitteler erwähnte Gartenliegenschaft im Laufe der Zeit ihren Namen oder Besitzer geändert haben mag und vielleicht auch da und dort ein von Spitteler signalisierter Baum überhaupt nicht mehr existieren wird — dagegen in den allgemein gartenklimatischen Verhältnissen am Vierwaldstättersee sicher alles beim alten geblieben ist. Uebrigens sind die von Spitteler namhaft gemachten Hauptanschauungsstücke auch heute noch anzutreffen. Dies gilt insbesondere für die in Vitznau gepflanzte «botanische Hecke» des frühern Rigibahndirektoren Segesser, eines Sohnes von Philipp Anton von Segesser.

Auch der Garten Spittelers selber hat sich nicht allzusehr verändert. Bekanntlich hatte sich der Dichter gleich in seinen ersten Luzerner Jahren in den Kopf gesetzt, vor seinem Hause an der Halde Südpflanzen zu ziehen, um den Titlis durch Lorbeer und Zypressen betrachten zu können und auf diese Weise die Schönheiten des Comersees und des Vierwaldstättersees vereinigt zu genießen. Ein Gartenbau dieser Art stellte zwar ein Lotteriespiel dar, bei dem Spitteler immerhin ein paar schöne Gewinne zufielen. Seine größte Freude war, allen gegenteiligen Prophezeiungen zum Trotz, die echte Zypresse (Böcklinzypresse) «durchgezwungen» zu haben; ein Exemplar steht heute noch im Garten, ganz unten, hart an der Haldenstraße. Einen andern bemerkenswerten Erfolg konnte Spitteler verzeichnen, als er nach zehnjährigen Versuchen, Kamelien ungedeckt im Freien zu überwintern, im Frühling 1911 einen Kamelienbusch mit einem halben Hundert prächtiger Blumen während acht Tagen im Garten stehen hatte. Leider ist dieser Busch der Kälte dann doch zum Opfer gefallen (im Winter 1928/29). Der gleiche strenge Winter hat im Garten Spittelers auch noch andere böse Spuren zurückgelassen, und außerdem mußten kürzlich zwei vor den Fenstern des Hauses übergroß gewordene Zedern beseitigt werden. Sonst geht es aber im Garten an der Halde weiter südeuropäisch zu wie zu Spittelers Lebzeiten: man kann darin alle Büsche und Bäume antreffen, die im nachfolgenden Aufsatz des Dichters erwähnt sind. *Werner Lauber*

Nichts Beschämenderes, als in der Ferne für Neuheit zu bewundern, was wir zu Hause haben. Der größte Teil der Pflanzen, die auf Isola Bella, in Villa Serbelloni und Villa Carlotta unser Entzücken wecken, findet sich schon am Vierwaldstättersee; womit ich keineswegs behaupten will, was nur Unkenntnis behaupten könnte, daß unser Pflanzenklima und unsere Gärten mit den norditalienischen wetteifern dürften. Aber merklich verschieden von den übrigen nordischen Gärten und wesensverwandt mit den italienischen sind die Gärten des Vierwaldstättersees allerdings. Wenn das nicht in die Augen fällt, so liegt es nur daran, daß die Gartenkultur am Vierwaldstättersee noch ziemlich unentwickelt ist. Vitznau und Gersau haben noch keine Borromäer gefunden.

Die Wesensverwandtschaft offenbart sich in der allgemeinen Hinneigung — ein Streben kann man's nicht nennen, denn es geschieht meistens absichtslos und unbewußt —, die Laubbäume und die Blumenbeete zu Gunsten edler Koniferen hintanzusetzen. Ursache dieser Hinneigung aber ist ein Klima, das zwar in mancher Hinsicht demjenigen von Montreux und Neuchâtel weicht, dagegen in anderer Hinsicht bevorzugt ist: durch den Föhn und durch besonders kräftige Besonnung. Ich will den Leser nicht mit einem Pflanzenregister behelligen; immerhin, wofern er Gartenfreund ist — gibt es übrigens Menschen, die nicht Gartenfreunde wären? —, wird er mir wohl die Nennung derjenigen Pflanzen gestatten, welche hauptsächlich die Gärten des Vierwaldstättersees charakterisieren.

W. Hartmann

1903 in Emmenbrücke bei Luzern geboren, wo er heute nach dem Zusammenbruch Frankreichs wieder lebt, kam Hartmann mit zwanzig Jahren nach Paris, in der Absicht, die Welt kennenzulernen und seine Ausbildung als Zeichenlehrer zu erweitern. Als Schüler der Akademien Julian, Lhote und Ranson machte er rasche Fortschritte, und bald erweckte er das achtungsvolle Interesse André Derains sowie des Schweizers P. B. Barth. Durch deren Zuspruch ermuntert, gab sich Hartmann nun ganz dem Malerberufe hin. Er fand auch bald Anerkennung, so durch die Aufnahme in den Salon d'automne (1926), später in die Salons des Tuileries und des Indépendants. Bestimmende Eindrücke brachte ein längerer Marokko-Aufenthalt. Trotz dieser starken Bindung an die neue Umgebung hielt Hartmann den Kontakt mit der Heimat immer aufrecht; so konnte er in Emmen einen großen religiösen Freskenzyklus schaffen. 1934 wurde sein bisheriges Werk zum erstenmal in einer Gesamtausstellung, die das Luzerner Kunstmuseum veranstaltete, gezeigt, und 1936 vertrat Hartmann mit zwei andern Künstlern unser Land an der Biennale in Venedig. Hartmann darf unter den jüngern Schweizer Künstlern als einer der bedeutendsten Mittler zwischen Frankreich und der Schweiz gelten; der sichtbarste Ausdruck dieser Bemühungen war vielleicht die Ausstellung «Jüngere französische und schweizerische Maler in Paris» im Luzerner Kunstmuseum (1939).

So wenig an sich die Feststellung aussagen kann, daß ein Schweizer Künstler durch das Erlebnis der französischen Malerei beeinflußt ist, so schwer fällt dieses Element für das Verständnis Hartmanns ins Gewicht. Denn ihm bedeutete Paris alles. Nicht nur übernahm er die künstlerischen Absichten seiner französischen Malerfreunde — auch ihr Stil wurde zu seinem einzig möglichen Ausdruck und ihr Künstlertum zu seiner Lebensform. So will uns Hartmann als der Zeuge eines fruchtbaren und hoffnungerweckenden Austausches zweier Nationen erscheinen, eines Austausches, zu dem von der einen Seite frische, unverbrauchte Kraft, Talent und Bereitschaft zum Sich-formen-lassen, von der andern Seite aber die Früchte einer in Jahrhunderten gewachsenen, überreichen Kultur beigesteuert wurden. Hp. L.

Der Grundstock jedes Gärtchens, das sich einigermaßen respektiert, ist die schöne Lawsonzypresse oder Chamäcyparis mit ihren hunderterlei Abarten; sie gedeiht hier außerordentlich wohl und erreicht riesige Proportionen. Auch der Säulentaxus (taxus hibernica alias fastigiata) ist gemein und erreicht etwa vier Meter Höhe. Sämtliche Arten von Thuja gelten schon für plebejisch und werden in den vornehmen Gärten zurückgesetzt. Die Wellingtonia ist am Vierwaldstättersee einer der gewöhnlichsten Gartenbäume (die größte in Pension Gottlieben in Meggen); sie kommt hier sogar noch auf 650 Meter Meereshöhe fort. Nicht so häufig wie in Como, aber doch schon recht zahlreich über die Seeufer hingestreut, sieht man Zedern aller Arten. Ein förmlicher Zedernhain mit prächtigen Exemplaren in Villa Altstad (Station Meggenhorn), dem schönsten Park des Vierwaldstättersees; die größte Atlaszeder auf Hitzlisberg bei Luzern; hübsche, obschon junge Libanonzedern bei Schloß Hertenstein; eine seltene Spielart der Himalajazeder (Deodara viridis robusta) im Nebengärtchen der Pension Müller in Gersau; eine Zedernschule von halbwüchsigen Exemplaren in der Handelsgärtnerei Wettstein in Luzern. Cryptomeria elegans ist ziemlich häufig; Cryptomeria japonica und Cryptomeria Lobbi trifft man nur vereinzelt (eine haushohe Japonica mitten in der Stadt Luzern beim Gütschbahnhof), Araucaria imbricata von sechs Meter Höhe gibt es in Luzern ungefähr ein halbes Dutzend (eine beim Hotel d'Europe). Aucuba und Kirschlorbeer wächst in Weggis massenhaft, Kirschlorbeer sogar von Baumeshöhe. Evonymus kommt merkwürdigerweise nur an besonders geschützten Stellen fort, während er bekanntlich in Paris so gemein und wohlfeil wie Efeu ist und auch in Neuenburg üppig wuchert. Der portugiesische Lorbeer gedeiht in der Theorie, in Wirklichkeit erfriert er.

Nicht durchzubringen dagegen sind am Vierwaldstättersee: Die italienische Zypresse; in Villa Hartmann bei Meggen brachte man sie bis auf acht Meter, dann war es aus. Die Magnolia grandiflora, welche sich doch in Paris nicht übel befindet. Ferner die japanische Mispel, Edellorbeer, Kamelien und Azaleen. Die zarteren Teerosen verlangen Winterschutz, selbst in Vitznau und Gersau; wird die Deckung unterlassen, so befinden sie sich ein paar Jahre herrlich und in Freuden, dann plötzlich erfrieren sie.

Das ist so ungefähr eine Bilanz, welche dem Kenner andeutet, was für eine Nummer von italienischem Klima der Vierwaldstättersee besitzt. Wer Namen scheut oder nicht zu deuten vermag, dem weiß ich einen mühelosen Anschauungsunterricht: In Vitznau, unten am Fuße der Rigibahn, unmittelbar bei der Station, hat der ehemalige Direktor der Bahn, Herr Segesser, ein Gartenfreund und Pflanzenkenner, eine Art botanische Hecke hingepflanzt, an welcher Sie das Gartenklima des Vierwaldstättersees ablesen können.

Wir haben jedenfalls mehr, als wir entbehren, und würden das Fehlende leicht verschmerzen, wenn wir nur unseres Besitzes sicher wären. Aber da liegt es. Es schwebt beständig eine Drohung über den Gärten des Vierwaldstättersees; es ist ein Gartenbau mit Schrecken. Hinter jeder Südpflanze steht ein Fragezeichen. Zehn Jahre, zwanzig Jahre gelingt alles herrlich, dann aber kommt ein Winter, der zwar nicht alles verwüstet, aber vieles, und das Verschonte übel zeichnet. Weniges, was nicht einen Zipfel oder Wipfel, Haare oder Pelz läßt. Dann sind die nächsten zwei Jahre der Genesung gewidmet; hernach geht es wieder lustig im italienischen Stil — was wollen Sie, der Gotthardtunnel ist uns ein wenig zu Kopf gestiegen — bis abermals ein Ausnahmswinter uns zu Gemüte führt, daß Luzern denn doch kein Bellinzona und Weggis kein Lugano ist. Wie gesagt, eine Gärtnerei mit Angst und Zittern, ein Italien mit Zähneklappern.

Nein, das Gartenklima des Vierwaldstättersees kann mit dem norditalienischen nimmermehr konkurrieren; selbst Weggis, Vitznau und Gersau stehen hinter Giornico und Biasca zurück. Hingegen als ein Vorläufer des Südens, als ein erster Gruß von jenseits des Gotthards darf unsere Gartenkultur allerdings gelten; denn sie ist, wenn auch an Fülle nicht vergleichbar, doch der jenseitigen wesensverwandt, nämlich stilverwandt. Unsere fremden Gäste aber haben Ursache, sich Glück dazu zu wünschen, daß die Umwohner des Vierwaldstättersees sich's durch keine üblen Erfahrungen verdrießen lassen, immer und immer wieder den Lockungen des herrlichen Sommers in bevorzugter Lage, der verführerischen Sprache des heißen Föhns nachzugeben, um zu versuchen, ob nicht doch schließlich unser Himmel italienisch lerne. Dieser Hoffnungsseligkeit verdanken sie das lachende Gepräge des Seeufers. Fragt man uns aber, was uns den Mut der Beharrlichkeit gibt, so ist es ein Umstand, von dem man annehmen sollte, daß er vielmehr entmutigend wirken müßte: die Vergleichung, nämlich die Vergleichung mit den üppigen Paradiesen am Comer- und Langensee. Gerade diejenigen, die sich der gewaltigen Ueberlegenheit der italienischen Gärten am deutlichsten bewußt sind, die jene von Augenschein kennen, beweisen den größten und den längsten Mut. Es ist wie mit dem Klavierspiel eines Virtuosen; den begabten Dilettanten entmutigt das Anhören unerreichbarer Virtuosität keineswegs, sondern er lernt davon. Und lernen ermutigt immer. Darum seien uns Isola Bella und Villa Carlotta gepriesen; sie lehren uns sehen, sie zwingen uns zu begehren.

Und geht es einen Winter gar zu schlimm, dann haben wir einen Trost im Hinterhalt, um welchen uns jedermann beneiden darf. Dieselben Ursachen, die unser Gartenklima benachteiligen, kommen dem Menschenklima zugute. Der Vierwaldstättersee ist nämlich nicht bloß eine der schönsten Gegenden der Erde, sondern zugleich eine ausnehmend gesunde, was freilich das gesamte Assortiment von Krankheiten nicht ausschließt. Ein erfahrener Gärtner hat mir einmal die Bevorzugung der italienischen Seegelände aus den verschiedenen Bodenverhältnissen erklärt: «Dort Weinboden, hier Apfelboden», lautete die bündige Formel. Das tröstet mich. Die gesundeste Gegend, von der ich überhaupt weiß, ruhte auf Apfelboden. Denn nicht eine Traube, sondern einen Apfel hat im Paradiese Eva Adam gereicht.

Rechts: Carl Spitteler in seinem Garten in Luzern. Nach jahrelangem Bemühen, Kamelien im Freien zu überwintern, erfuhr der Dichter im Frühling 1911 die Genugtuung, den Busch während acht Tagen in voller Blüte zu sehen.







Das reizende Schmuckstück, das jedermann auf dem Luzerner Trachtenkleid sympathisch in die Augen sticht, heißt man *Kleinod* oder *Daili*. An einem schwarzen Samtbändchen hängt es wie eine Medaille am Kettchen, nur daß die Dailis in der Regel größer sind als diese. Aber vielleicht gerade deswegen, weil mich der Anhänger an eine Medaille gemahnt, schreibe ich «Daili» und nicht «Deli». Andere, und zwar sehr prominente Leute, glauben eher Dehli oder Deli schreiben zu müssen, weil auf diesen Kleinodien zuweilen auch Darstellungen vom Lamm Gottes, vom «Agnus Dei» vorkommen, woraus man den Namen «Agnus Deili» und daraus wieder die verbalmhornte Form Deli hätte ableiten können.

Mehr als der Name interessieren uns schließlich die Anhänger selbst. Es handelt sich da zur Hauptsache um Goldschmiedearbeiten mit eingefaßten Hinterglasbildchen. Wie die Hinterglasmalerei im 18. Jahrhundert für Luzern und für Sursee charakteristisch wurde, so gaben die in dieser Technik ausgeführten Kleinbildchen den Luzerner Trachtenanhängern das besondere Gepräge. Nicht, daß Luzern damit einzig dastünde, nein, die Solothurnerinnen, vor allem die von Olten, fanden diese Schmuckstücke originell und ließen von ihren Goldschmieden statt der bisherigen großen Trachtenkreuze auch ähnliche Anhänger schaffen, zu denen sie die zwei Oval-Hinterglasbildchen besorgten. Zum Teil sind die Solothurner Dailis etwas größer geraten, wie etwa Edelweiß, das man in die Gärten der Niederungen verpflanzt; ich möchte damit aber nicht behaupten, daß sie weniger schön wären als die Luzerner Stücke.

Die Goldschmiede gestalteten die Umrahmungen sehr verschieden. Wir treffen ganz einfache Fassungen mit Blatt- und Rankenwerk-Bekrönungen an, dann massive, geschlossene, herzförmige Gebilde, ovale, mit Silberzahnkranz gefaßte Gläschen, die mit gedrehtem Silberband umfahren wurden. Vor allem aber herrschten Filigranarbeiten vor, auf die einfache Silberknöpfe, Rosetten oder Trauben gelötet wurden, die wie krapfenartige Nadelwerk- oder Klöppelarbeiten aussehen und zu den Ketten-Haften an den Luzerner Trachten zusammenstimmten. Das Glied zwischen Band und der eigentlichen Medaille bestand entweder in einer aus festen oder durchbrochenen Silberbändern gebildeten, sechsteiligen Masche, mit eingesetzten Rosetten im Knüpfpunkt, oder in einem Kronen- oder Aufhängerornament. Unten aber hing noch ein birn- oder herzförmig gestalteter Zipfel.

Da in Sursee die Hinterglasmalerei heimisch war, dürfte wohl auch der dort lebende, berühmte Goldschmied *Hans Peter Staffelbach* (1656—1736) solche Miniaturkunstwerke geschaffen haben, die später nachkopiert wurden. Solche Kombinationen, Hinterglasmalerei mit getriebenem Silber von seiner Hand, sind bekannt, so zwei Weihwassergefäße. Als sicher darf gelten, daß sein Sohn *Hans Georg Staffelbach* (1695—1775), wie ein Stück in Luzerner Privatbesitz belegt, und vermutlich sein letzter Nachfahre *Georg Joseph Staffelbach* (geb. 1779), wie ein Stempel auf einer Silbermasche verrät, solche kleine Goldschmiedearbeiten ausführten. — Georg Joseph Staffelbach zog später nach Amerika. Seine Arbeiten weisen auf die ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts hin, eine allerdings sehr späte Zeit. In dieser stellten auch die von Zug nach Luzern gezogenen Bossard Dailis her. Auch ihre Stempel finden sich.

Die *Hinterglasbildchen* selber sind nun das, was wir an den Dailis vor allem bewundern. Sie gefallen besser als Emailmalereien. Sie nehmen sich in den vergoldeten Silberfassungen außerordentlich gut aus. Mit feinem Marderpinsel haben die Maler ihre Farben hinter die zugeschnittenen Glasplättchen kalt aufgetragen und zwischen die zwei bemalten Stücke eine dunkle Hinterlage gelegt, welche zugleich den Hintergrund und die ausgesparten Schatten gestaltete. Es waren meist religiöse *Motive*, die zur Darstellung gelangten, so Madonnenbilder, Darstellungen bekannter Heiliger, wie Barbara, Katharina, Elisabeth, Franz Xaver, Aloisius, Karl Borromäus usw. Häufig sind Kreuzigungsbilder, seltener aber Agnus-Dei-Motive. Diese finden sich eher auf zirka 8 Zentimeter hohen, einfach gefaßten Ovalbildchen. Nicht selten aber war die eine Ansicht für den Kilchgang, die andere Seite hingegen für einen weltlichen Anlaß, z. B. für den Kilbitanz, bestimmt. Für den weltlichen Anlaß paßte die einst so weltlich gesinnte Katharina von Alexandrien sehr gut, die also gerne «hinter Glas» gesetzt wurde.

Wir können nachweisen, daß die berühmte Luzernerin *Anna Barbara ab Esch* (um 1706—1776) um 1756 den Heiligen Johann Nepomuk und die Heilige Familie auf einem, dem Hans Georg Staffelbach zugewiesenen Daili in Hinterglastechnik ausgeführt hatte. — *Leodegar Meyer* signierte um 1774 auf einem Kleinod in das Buch der St. Anna seinen Namen und Datum. Aber neben den ab Esch und den Meyern müssen auch andere spätere Künstler in dieser Technik Hinterglasbildchen für die Trachtenanhänger gemalt haben, so ein *Amberg* von Büron, um 1800, ein *Jost Michael Zülly* von Sursee, dann die *Suter* in Beromünster und die *Menteler* von Zug und andere.

Es sind gottlob noch viele Dailis vorhanden, wenn auch nicht jede Luzerner Tracht heute mehr eines besitzt. Nachdem für einige Zeit die Trachten weniger getragen wurden, verkauften etliche die schweren Ketten zum Silberwert den Goldschmieden und übergaben das Daili dem Pfarramt, damit es der Kilchherr zu einem guten Zweck «versilbere» oder einer Marien-Statue umhänge. So waren besonders vor kurzem in den verschiedenen Pfarrhöfen noch einige Stücke vorhanden. Vielfach wurden sie für ein entsprechendes Almosen (an die Kirche) den Trachten zur Verfügung gestellt und verkauft. Zum Teil finden sich bei den Goldschmieden noch Hinterglasbildchen von eingeschmolzenen Stücken, die in einer neuen, auf Grundlage der alten geschaffenen Fassung wieder aufleben.

GEORG STAFFELBACH

Kleinodien der Luzerner Tracht. Aus Privatbesitz. Farbphoto Werner Bischof

Die Jesuiten in Luzern *UND IHRE KIRCHE*

Die Jesuitenkirche am linken Reußquai in Luzern — in alten Reiseberichten immer wieder als der schönste Sakralbau der Stadt bezeichnet — ist uns der lebendige, dauerhafte Zeuge eines Stückes Stadtgeschichte. In ihr hat die so umstrittene und für Luzern schicksalshafte Tätigkeit der Gesellschaft Jesu bleibenden Ausdruck gefunden. Heute erscheinen uns dieses Wirken des gegenreformatorischen Ordens und seine mannigfachen Auswirkungen fast wie ein roter Faden in der Stadtgeschichte seit dem 16. Jahrhundert. Denn so, wie diese Wirksamkeit im 16. und 17. Jahrhundert die Stadt zu einem geistigen und religiösen Zentrum gemacht, so führte sie im 19. Jahrhundert zur folgenschweren Wendung, zum Bürgerkrieg und in der Folge zur politischen Zurückdrängung Luzerns.

Luzern war 1574 der erste schweizerische Ort, der die Jesuiten rief. Die Gründe mögen mannigfach gewesen sein, vor allem waren es offenbar der Tiefstand des Bildungswesens, die Reformbedürftigkeit des Klerus und der Wunsch nach einer religiös-konfessionellen Stärkung einer fast rings von immer stärker werdenden reformierten Ständen umgebenen Bevölkerung. Mit erstaunlicher Zähigkeit wurde die Berufung angestrebt, besonders durch Schultheiß Ludwig Pfyffer, der wenige Jahre zuvor im berühmten Rückzug von Meaux den französischen König vor der drohenden Gefangennahme durch die Hugenotten bewahrt hatte und der als einer der hervorragendsten katholischen Staatsmänner der damaligen Schweiz gelten darf. Die ökonomischen Grundlagen des 1577 endgültig gegründeten Kollegs wurden durch staatliche Zuschüsse gesichert sowie durch reiche Vergabungen der angesehensten Familien, unter denen sich besonders die Pfyffer, Fleckenstein und Sonnenberg hervortaten. Zudem wurde den Jesuiten das schönste Gebäude der Stadt zur Verfügung gestellt, der 1557 von Schultheiß Ritter begonnene Renaissancepalast. Durch private Freigebigkeit wurde der Bau eines Schulgebäudes und bald darauf einer ersten Kirche ermöglicht.

Damals also hielt der barocke Geist der Gegenreformation seinen Einzug in Luzern. Mit Staunen konstatierte der damalige Ratsschreiber und eifrige Befürworter der Jesuitenberufung, Renwart Cysat, die Patres hätten «viele herrliche Ceremonien und zierlich Gepräng yngeführt zu dem Gottesdienst in ihren Kilchen». Eines der wichtigsten Mittel der Jesuiten, nach außen zu wirken, war das Theater, das auf eine gute Lokaltradition aufbauen konnte, bestand doch seit 1480 die «Bekrönungs-Bruderschaft», die die Aufführung geistlicher Spiele pflegte. Von Luzern aus wurden auch die großen Klöster reformiert und teilweise vor drohender Auflösung bewahrt, und die Luzerner Jesuiten hatten wesentlichen Anteil an der Entstehung der übrigen schweizerischen Ordensniederlassungen in Fryburg, Pruntrut, Solothurn und Brig. Ihrer Wirksamkeit kam die politische Situation der Zeit weitgehend entgegen: der Mensch bedurfte einer organisierenden, autoritativen religiösen Macht; so muß man sich die enge Zusammenarbeit zwischen Staat und Orden, zwischen Bürgern und Patres erklären. Und der gültigste, schönste Ausdruck jener fruchtbaren Jahrzehnte ist die Jesuitenkirche, die nach der Mitte des 17. Jahrhunderts erbaut wurde. Sie zu ermöglichen, brachten der Staat und die vornehmsten Familien große Opfer. Es will uns deshalb diese Kirche nicht nur als ein Monument kirchlicher Prachtliebe und Repräsentationsfreude, sondern darüber hinaus als der volle Ausdruck eines bewußt religiösen Zeitalters erscheinen. Aus dieser Einheit als Niederschlag eines totalen Lebensgefühls erklärt sich die faszinierende Wirkung, die das Innere der Kirche auf jeden sensiblen Besucher ausübt. Eben dieselben Gründe hat es, wenn die reiche Rokokodekoration sehr oft als störend oder zum mindesten als heterogen empfunden wird. Denn diese Ausschmückung, die das Gewölbe, die Pfeiler und eine der Seitenkapellen zwischen den Strebepfeilern umfaßt, stammt aus der Mitte des 18. Jahrhunderts, einer Zeit, da die Aufklärung der religiösen Bewegung des vorhergehenden Jahrhunderts die durchschlagende Kraft genommen hatte. Solche Hintergründe dürfen wir nicht übersehen, wo wir geneigt sind, lediglich «Stilunterschiede» zu konstatieren. Nicht nur zwei Formenwelten, sondern zwei Geisteswelten stehen sich hier gegenüber.

Der Beginn des 18. Jahrhunderts brachte die große Wende. Wenn bisher die Tätigkeit der Jesuiten einem wirklichen Bedürfnis der Regierung und der Bevölkerung entsprochen hatte, so kam es jetzt immer häufiger zu schweren, teilweise grundsätzlichen Konflikten mit dem Staat, der sich den absolutistischen Methoden europäischer Großmächte und den Gedanken der aufklärerischen Staatstheorie angenähert hatte. Hier trennen sich die Ordensgrundsätze von dem neuen Geist der Zeit. Den Anlaß zu langwierigen Konflikten boten die großen finanziellen Schwierigkeiten und die Verschuldung des Kollegs. Bald wurde die Finanzfrage zu einer Machtfrage. Schließlich entzog sich das Kolleg dem staatlichen Zugriff, indem es seine Mitgliederzahl von 30 auf 20 herabsetzte und so seine Ausgaben bedeutend verringerte. Damit machte es die staatliche Hilfe unnötig, die an die Bedingung der obrigkeitlichen Verwaltung des Stiftungsvermögens gebunden war. Als später neue Schulden den Staat zum Eingreifen zwangen, ließ er die Landgüter der Jesuiten inventarisieren und in eigene Administration nehmen. Der Staat suchte aber nicht nur die finanzielle Selbständigkeit des Ordens einzuschränken; er machte auch Ansprüche auf die Ordnung der Lehrtätigkeit geltend. So wurde beispielsweise 1727 die Zensur über die Vorlesung des Professors für das ius canonicum verhängt. Dennoch vermochte der Orden seine Stellung zu behaupten. Als 1773 die Societas Jesu durch päpstliches Dekret in der ganzen Welt aufgehoben wurde, mußten die Luzerner Jesuiten zwar dem Rat die Schule übergeben, doch konnten sie im Habit von Weltgeistlichen ihre Lehrtätigkeit als Professoren weiter ausüben.

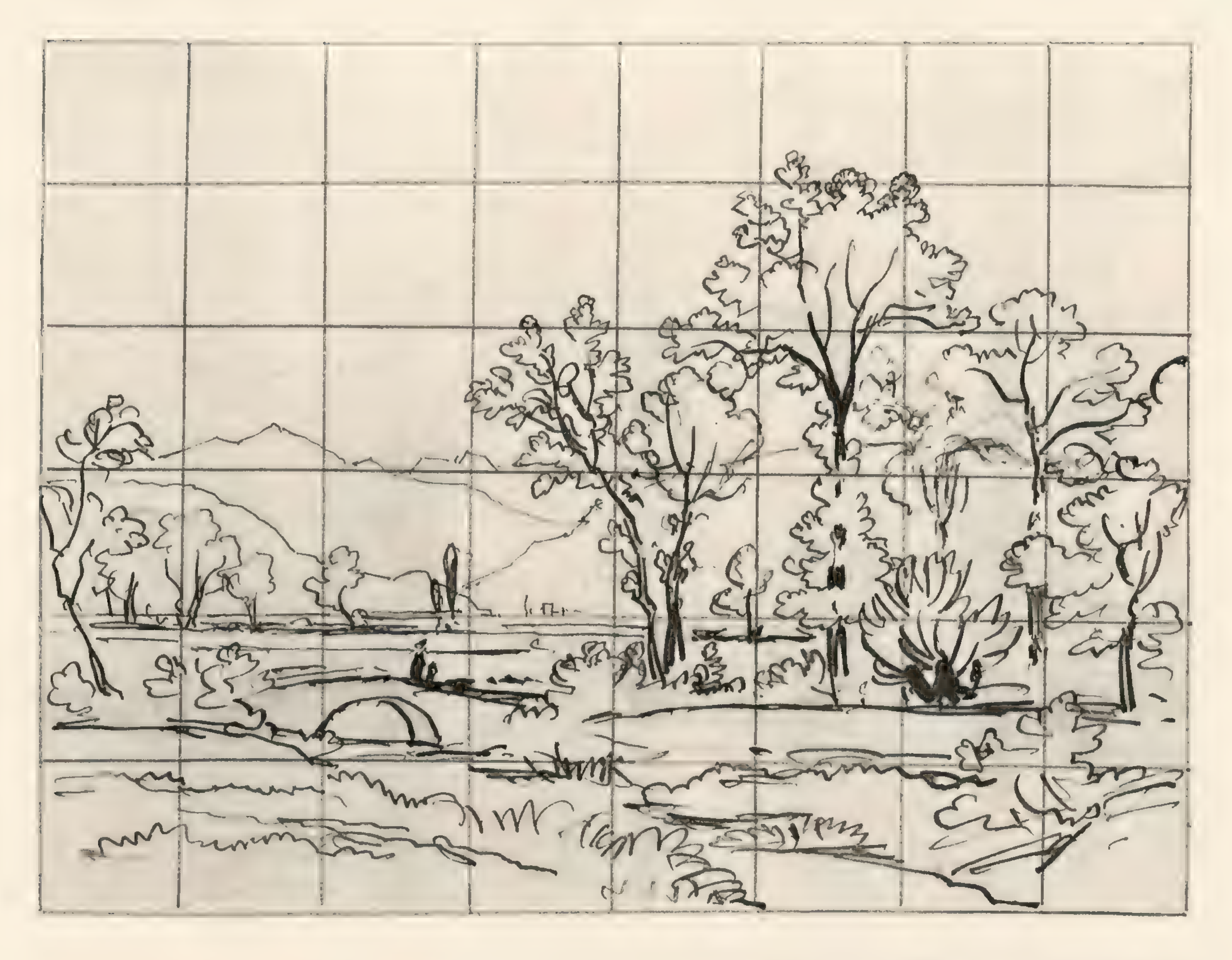
Mit dem Geist des bürgerlichen, liberalen und weitgehend antiklerikalen 19. Jahrhunderts war die Tätigkeit der Jesuiten noch weniger vereinbar als zuvor im 18. Jahrhundert mit Staatsabsolutismus und Aufklärung. Als deshalb 1844 die reaktionäre Regierung Luzerns — wohl aus teilweise ähnlichen Gründen wie zweieinhalb Jahrhunderte früher Schultheiß Ludwig Pfyffer — die Jesuiten wieder berief, um ihnen das Priesterseminar, die theologische Fakultät und das Gymnasium zu übergeben, weckte sie die schärfste Opposition der protestantischen Stände und bot so eine wesentliche Veranlassung zur kriegerischen Auseinandersetzung von 1847. Die Niederlage des Sonderbundes zog die Ausweisung der Jesuiten — 269 Personen wurden davon betroffen — aus der ganzen Schweiz nach sich. Damit fand eine über zweihundertjährige Wirksamkeit ihr Ende; auf uns ist als ein bleibendes, nie angefochtenes und nie umstrittenes Dokument ihre Kirche gekommen, die zu den schönsten Sakralbauten des Frühbarock in der Schweiz zählt. *HP. L.*

Inneres der Jesuitenkirche. Photo Pfeifer, Luzern



ROBERT ZÜND

Wer an einem lichten Sommertage das sanft gewellte Luzerner Gelände durchstreift, wird auf Schritt und Tritt an die Werke Zünds erinnert. Ganz mit Feld und Wald der engeren Heimat verwoben, hat er wie kein zweiter unsere saftigen grünen Matten, die schattigen Baumgruppen, die moosbewachsenen Stege, sonnigen Auen und geheimnisvollen Wälder dargestellt. Wie Corot den zauberhaften Duft der französischen Landschaft unübertrefflich erfaßte, Calame der Verkünder der pathetischen Großartigkeit unserer Hochgebirgslandschaft wurde, so hat sich Zünd in die liebliche, abwechslungsreiche, in Licht und Schatten scharf prononcierte Voralpenlandschaft versenkt. Alle drei Künstler haben in ihrer Art Vollendetes geschaffen. Ihre Schöpfungen tragen den Stempel der Wahrheit an sich. Die andersartige Natur bedingt eine andere Technik. Bei Zünd setzt sich die Wahrheit des Ganzen aus der naturgetreuen Wahrheit der Details zusammen. Es spricht für die Größe und Echtheit seiner



Robert Zünd (1827—1909). Privatbesitz Engelberg

Künstlerpersönlichkeit, daß es ihm in seinen besten Gemälden gelingt, die scharf erfaßten Details zu einer harmonischen Bildkomposition zu vereinigen. Hunderte von Zeichnungen und zahlreiche Oelstudien zeugen von seinem unermüdlichen Naturstudium, der Schärfe und Unbestechlichkeit seines Auges und der virtuosen Sicherheit seiner Hand. Mit spärlichen Gräschen bewachsene Feldwege, bemooste Felsblöcke, steinige Uferpartien, Pflanzen am Waldbach, Wolkenbildungen, Licht- und Schattenwirkungen auf der Rinde eines Baumstammes, lichterfüllte Laubmassen skizzierte er unermüdlich nach der Natur bis in sein höchstes Alter hinein. Seine besondere Liebe aber galt den prächtigen alten Bäumen. Die knorrigen Eichen von Giswil und auf der Allmend, von Siebeneich bei Sarnen, die vollkronigen Linden auf dem Menzberg, die beschatteten Nußbäume auf der Schellenmatt, schlanke Buchen an einen Berghang gebettet, porträtierte er ehrfurchtsvoll. Zünd schmerzte es tief, wenn er einen seiner teuren Bäume in der Umgebung fallen sah. Die vor der Natur entworfenen Studien dienten ihm als Grundlage seiner großen repräsentativen, im Atelier gemalten Landschaften. Sein ganzes Leben der Kunst weihend, reifte er in seinem Landhaus bei Luzern in vornehmer altmeisterlicher Zurückgezogenheit lebend zum größten Landschaftsmaler heran, den Luzern und die Innerschweiz je hervorgebracht haben. Seine Hauptwerke, so die Ernte, den Eichen- und den Buchenwald, zählen wir heute zu den kostbarsten Landschaftsbildern der Schweizer Malerei.

Die wesentlichen Einflüsse sind bald aufgezählt: Lehrjahre bei Diday und Calame in Genf, Aufenthalte in München, Dresden und Paris, wo es ihn besonders in die Museen vor die Werke der großen Landschafter Poussin, Claude Lorrain und Jakob Ruysdaël hinzog. Außer einigen Ausflügen mit Malerfreunden, wie Koller, Steffan, Schiffmann und anderen, auf den Hasliberg, an den Walensee und nach Engelberg, verließ er sein geliebtes Luzern und seine idyllische Umgebung nicht mehr. Er fühlte sich wohl in diesem bürgerlich-kultivierten, katholisch-gläubigen Milieu, fern von jedem geschäftigen Kunstbetrieb, in Mußestunden die Violine spielend, von seiner Familie sorgfältig betreut. Mit den Käufern seiner Bilder verband ihn oft eine tiefe Freundschaft, so vor allem mit Dr. Theodor Reinhart von Winterthur, der in einem Briefe folgende schöne Worte an Zünd richtet:

«Still und friedlich fließen Ihre Tage, der Kunst, der Malerei und der Musik geweiht; eine hehre Natur liegt um Ihr Tuskulum her gebreitet, Sie alltäglich an Gottes Größe und Macht und an den unvergänglichen Zauber der Wiege unseres Vaterlandes erinnernd. Sie haben genug zu leben und kennen weder den Mangel des Unbemittelten noch die Uebersättigung des mit sogenannten Glücksgütern Beladenen. In der Schöpfung Ihrer Bilder bereiten Sie sich selbst den höchsten Genuß, erfreuen und erquicken Gemüt und Seele derer, welche sie erwerben und setzen sich gleichzeitig ein Denkmal für kommende Geschlechter.» *PAUL FISCHER*

Robert Zünd (1827—1909). Privatbesitz Engelberg







Luzerner Lyrik

VON F. A. HERZOG

Berufsdichter passen nicht in den Rahmen luzernischen Denkens. Von den vielen «Eingeborenen», die ihrem innern Fühlen in Versen Ausdruck verliehen, hat auch nur einer nach künstlerischer Vollendung gestrebt und sie auch erreicht: Fridolin Hofer. Dagegen haben Carl Spitteler und Cécile Lauber ihrer Wahlheimat Luzern ihr literarisch Schönstes und Bestes geschenkt. Ich möchte nur an Cécile Laubers «Friedhof Montoie» erinnern:

Deine altersgrauen Steine neigen
Sich der eingesunknen Erde zu.
Eingesponnen in dem großen Schweigen
Deiner Gräber ruhst und schlummerst du.
Stätte ungezählter Vogelschwingen,
Die das Nahen eines Schrittes schreckt.
Mit der Kehle deiner Vögel singen
Frühverstorbne, die dein Rasen deckt.

Letzte Worte, nicht mehr ausgesprochen,
Fallen von den Bäumen, Blatt für Blatt.
An dem Kelch der Lilie hängt gebrochen
Abschiedsblick, der sich verfangen hat.
Fern herbei gewehte Winde spielen
Einsam in entlaubten Zweigen hier,
Und die gelbe Sonne deiner vielen
Unentwegten Morgen glüht aus dir.

Nadler sagt, die Seelenlage des Schweizers sei geschichtlich gerichtet, er forme, zu lyrischen Ausbrüchen und dramatischen Spielen weniger geneigt, mit Vorliebe seine Erlebnisse in epischen Gebilden. Dieses Urteil gilt besonders vom Luzerner, wenn auch er, wie andere, von Lenz und Liebe, von Blumen und Mondschein dichtet, um als Selbstversorger den eigenen Tag oder den einer kleinen Festgemeinde mit der nötigen Poesie zu beschenken, und wenn auch der Patrizier P. Placidus Hartmann O. S. B. und der Wildhüter des eidgenössischen Jagdbezirkes Schratten, Wildrich Fels, die Gegebenheiten der Gebirgswelt besingen. Aber wo der Luzerner sein wirklich Eigenstes gibt, ist er belastet von den Tatsachen der Geschichte, von der «guten alten Zeit».

So wird auch Fridolin Hofer, wo er sein Schönstes vom Gebirge sagt, episch:

Aus welchen Abgründen der Zeit,
in Maße der Menschen nimmer zu fassen,
seid, ihr Berge, emporgetaucht,
mit euern gewaltigen Kuppen, Türmen und Terrassen.
Einer war, eh' ihr wart und das Meer,
in dessen Schoß flutenumwogt
ihr lagt in ehernem Schlaf,
bis des Ewigen Weckruf die Trägen traf:
Erhebt euch.

Die Jahrtausende ruhten,
ächzend reckten die Leiber sich
unter der Last unendlicher Fluten.
Als schlügen ihm Ruten
Striemen und blutende Wunden,
brüllte in Wehen das Meer aus unzähligen Munden.

Wogen wie Hügel wälzten in Angst sich her,
hochaufbäumend, gleich scheuen Rossen,
überschlugen sich, stürzten heulend, schäumend
in nächtige Tiefen.

Aus fliehenden Fluten donnernd brach
das ungeschlachte Geschlecht
der steinernen Riesen,
stürmte himmelan über die Wogen,
stürzte wie Wogen ein,
wälzte im Knäuel sich höher und höher,
Schulter über Schulter, Haupt über Häuptern,
in grauser Wildheit erstarrend.

Und das Meer, zur Stille gewiegt, küßte erschauernd
der triefenden Leiber erdenverwurzelte Füße.
Und schon nahten die gütigen Winde, neugierig wie Kinder,
doch zaghaft und scheu erst, und jetzt schon vertrauter,
fuhren mit molligen Händen den hohen Gewaltigen
über die Stirnen,
tollten die Lenden kichernd herunter
und machten Versteckens mit ihnen im Rücken:
Ratet, wo bin ich?

Aber vom Himmelsbalkone neigte das Antlitz,
strahlend von Schöpferfülle der Alte der Tage,
und von seinen erhabenen Händen floß mild wie Tau
der Frühe
Segen über das Meer und seine Jüngstgebornen,
die wolkenragenden weltüberschauenden Berge.

So wurde mit dem Gebirge auch das Schweizerland mit seinen Seen und wurde geschichtlicher Raum. Dessen wird sich F. A. Herzog am Baldeggersee bewußt:

Noch wie vor hundert Jahren liegt der See,
noch wie vor tausend Jahren liegt er heut'
im Abendfrieden und in Schilf und Schleh
gebettet und mit Sternen überstreut.
Ein Einbaum nur zieht um die stille Bucht,
der Schiffer singt ein Lied, das Ruder glucht.
Nun An- und Zuruf, und ein Hund, der billt.
Dann schläft der See, vom weißen Mond gestillt.

Noch wie vor hundert Jahren schläft der See,
und wie vor tausend Jahren ruhn noch heut'
die Alemannenhöfe hinter Schleh
und Busch und Flur und Tannenwald zerstreut,
wie zeitlos hingebettet an die Furt,
und all der Zeiten Tod und Neugeburt
geht nur wie Seewind durch den Lindenbaum,
wie leise Sehnsucht durch den Kindertraum.

Noch wie vor hundert Jahren träumt der See,
und wie vor tausend Jahren tritt noch heut'
der Geist des Pfahlbaufürsten durch den Schleh
und weckt die Seinen, die im Moor zerstreut
im Grabe ruhn, den Fäustel in der Hand.
Da rauscht's im Schilf, es knirscht im Ufersand
von unsichtbaren Kähnen. Waldher schreit
ein Hau. Und wieder schweigt im Raum die Zeit.

Aus der Urzeit spuken noch immer die Mären- und Sagengestalten, in der Poesie lebendig geblieben, durch des Dichters Gemüt. Jakob Muff schreibt:

Schlüpf in die Stube, mein Kind, geschwind.
Denn wie ein Tiger gebückt zum Sprung
lauert die Nachtmahr in der Dämmerung.
Es spülte der Nachtwind, hast du's gehört,
ihr Lachen her, grell und verstört.
Ich wette, sie hat ein Kindlein betrogen
und das Leben aus seiner Brust gesogen.
Duck dich zum Herde, beug dich zur Erde.
Guck tief ins springende Feuer hinein.
Horch, ihr Schritt tröpfelt auf dem Straßenstein.
Mit dem Irrlicht der Augen, dem Redespiel,
betört sie der armen Verständlein viel.
Wen sie erhascht, bleibt in ihrer Gewalt.
Schaurig kalt
fährt ihm ihre Hand bis zum Genick,
daß das Herz ihm stockt, ihm versteinert der Blick.
Und o Graus,
sie zieht ihm das Licht aus der Brust heraus,
lacht und grinst und bläst es aus. —
Sie ist vorbei. Nun schwenke mit leisem Schritt
den Träumen zu. Doch nimm viel Segen mit.

Vom Süden her aber kam in unsere Heimat die benediktinische christlich-römische Kultur, und den heimatlichen Linden gesellten sich die «Nußbäume» Fridolin Hofers:

Lieblinge meiner Bergeinsamkeit,
o wie füllt ihr die Seele mit Wohlgefallen:
Alabaster die Stämme, Alabaster die Kronen breit
mit dem schönen Oval ihrer Blätterhände.
Berge versinken, aufblaut der Himmel, das Meer glänzt weit.
Mir ist, ich wandle in südlichem Gelände
durch Tempelhallen.
Denn eurer Ahnen sonnenselige, klare
Heimat war Italien. Dort, um das wunderbare
Bildwerk in Trümmern, heiligen Marmors Gestein,
schlangen die Wurzeln sie, umrankt von blühendem Wein.
In ihrem Schatten ruhten die Ziegenherden,
die langgehörnten, mit zottigem Vließ.
Und es geschah, daß der Hirt am grellen Mittage
vom Dämon bedrängt, auf einem verwitterten Fries
erschauernd sah lebendig werden
die kindersäugende Wölfin der Sage . . .
Lieblinge meiner Bergeinsamkeit,
o wie füllt ihr die Seele mit Wohlgefallen.

Bald lagert sich über die altgermanischen Vegetationsfeste und das alamannische Brauchtum das Kirchenjahr mit seinen Festen und wächst im Volksleben zur Einheit zusammen wie im «Johannistag» von Robert Moser:

Und heut' ist St. Johannistag.
Der Lindenberger kennt den Brauch.
Er schlüpft sacht aus dem Taubenschlag
und streicht durch Tann und Strauch.

Er stolpert über Stein und Strunk,
der lechzende Fiedelmann.
Johannistag ohn' einen Trunk,
das gieng, das gieng' nicht an.

Und schenkt ihn ihm die Garonne nicht
und nicht der gute Rhein,
so wird's halt für den armen Wicht
ein treuer Bauer sein.

Wortschön und getragen sind jeweilen die Festgedichte von Berta Bossard und fein die Kurzverse von Leni Staffelbach, die aus den Festen des Kirchenjahres in den Alltag hereinblühen. Zum Beispiel Mariae Verkündigung:

Du sprachst dein Ja.
Und es geschah,
da ward dein Sein
und Kämmerlein
zum Königszelt
dem Herrn der Welt.

Und dieses Ja
ist heut' noch da,
daß ich es sag'
zu jedem Tag.
So wird mein Jahr
auch zum Altar.

Auch Robert Enzmann dichtete ganz aus solchem Kulturerleben heraus, ob er ernste Wahrheiten oder lachende Bosheiten zu Vers brachte, immer gemütvoll, wie er es selber ausspricht:

Der Brunnen kichert und plaudert
die liebe lange Nacht.
Mauritius, der Ritter,
hält auf dem Stocke Wacht.
In seinem Silberhelme
mit goldenem Visier
hebt hoch er über dem Brunnen
sein rot und weißes Panier.

Den Schild in seiner Linken,
das Schwert blitzblank und bloß,
so steht er auf dem Brunnen,
so heilig und so groß.
Mich wundert nur der Brunnen
ob seinem Uebermut,
der trotz dem heiligen Ritter
so lustig plaudern tut.
So ist es immer gegangen
so geht es heute noch:
Der Ernst schwebt über uns allen
Wir plaudern und lachen doch.

Daß aber in Luzern, der Heimat des Halbsuter und der Dichter des Rütli- und Sempacherliedes, Vaterlandslieder je und je in neuen Formen und Melodien entstanden, ist selbstverständlich, und die heroische Landschaft am Vierländersee lockte immer wieder zu gut eidgenössischen Versen. Es hieße Wasser in die Reuß tragen, wollte man weiter davon sprechen. Und eidgenössisches Gebaren ist auch bei uns beheimatet, wie Arnold Ott es schildert:

In der Schenke Gläserklingen,
lauter Lärm beim Feuertrank.
Erst ein brüderlich Umschlingen,
dann ein vaterländ'scher Zank.
Lose Stichelei, dann dreiste
Worte jäher Leidenschaft,
in die streitgeballten Fäuste
fährt die langverhaltne Kraft.
Und sie will sich neu erfrischen,
trotzig stehet Mann an Mann,
über umgestürzten Tischen
hebt ein mächtig Ringen an.
Da ertönt aus einer Ecke
Weihgesang ins wilde Schrei'n,
und die Männer, sie erschrecken
vor sich selbst und stimmen ein,
von dem Vaterlandsgesange,
von dem starken, übermannt,
reichen sich nach blutigem Gange
brüderlich die biedre Hand.

Klar ist aber auch, daß die Romantik Eichendorffs und Uhlands, wie zu Joseph Eutych Kopps Zeiten, bis in die neueste Zeit der Poesie von alten Burgen und alten Mühlen Heimatrecht eroberte, haben doch die beiden Zürcher Bodmer und Breitinger dafür die Grundlagen geschaffen. Anton Bölsterli und Otto Brunner sorgten, daß diese Melodien nicht verklangen. Man hat zwar behauptet, diese Art Lyrik sei unecht, die Luzerner Eigenart liege im launisch-neckischen Humorvollen. Nur Roos, Peter Halter und Ziböri (Theodor Bucher) seien wirkliche Luzerner Dichter, Exponenten des Volkscharakters. Unecht ist die wirkliche Lyrik nicht, denn jene, die lyrische Gedichte verfaßten, waren aufrechte Luzerner, und das Volk, das «Fern im Süd das schöne Spanien» singt, offenbart seine auf dem Seelengrunde liegende Sentimentalität, und gerade diese ist es, die «die Träne im lachenden Auge», den Humor, erzeugt. Darin sind Joseph Roos, Peter Halter und Ziböri Meister.

«Was Tüfels ist hüt wider los?
Es brünnt mer ned, gäg win i blos'
Es rüücht und mottet, 's wott nid zieh.
Es süüdt mer nid. Bim Sackerdie,
's ist wi verhäxet.»
Und wi sis seid, verchlepfts e Chrueg.
«So au no grad. Isch noni gnueg?
Isch undergänt, im Chräbs, im Fisch?
Allwäg es gspässigs Zäji isch.
's ist wi verhäxet.»
Zmittag sind d'Schnitz no hert wi Stei,
d'Milch hed si gscheide — «Jesses nei.
A'brönntne Bappe, versalznigs Mues,
Chreeshagle drinn und Hoor und Rueß,
's ist wi verhäxet.»
Und wi si Wule winde will,
so stohd're 's Gstüedel niene still.
's gid Chrängel, 's schlampet, wel es Ghürrsch.
«So würd en Aengel z'leggst uwirrsch.
's ist wi verhäxet.»
's ist nonig us. Wo si is Bett
ie wott, so chund 's 're z'Sinn, si sett
no 's Zyt aufzieh. Ziehts uf, lohts a —
und schlod halt z'leggst no d'Zeechen a.
«'s ist wi verhäxet.»
«Es gid so Täg, lue, z' zytenum,
me chund vor Täubi schigar um.»
Doch sind eer 's meestzyt sälber schuld.
's euers Masleid, d'Ungidult,
wo-n alls verhäxet.

Jos. Roos

Bis Nochbers tüends wäsche. Der ersti Tag schön!
Scho fäcklet es Wöschli im Heubirrliföhn.
Si seechte, si rible und rätsche zur Stund —
Der Ustig chund.

De Schuellehrer molet si Gartehag a,
a Schübe und Aermel chläbt au no Farb dra.
Drum grüenet dänk alles scho rings i de Rund —
Der Ustig chund.

De Schärschlyffer macht si au wider parad.
Er pützlet de Schlyffstuel und salbet sis Rad,
wott wider go «slyffe», ist fast uf em Hund —
Der Ustig chund.

De Schwanewirt sticht hüt sis Lagerfaß a,
i meine, i will zuenem e Schoppe go ha.
E goldgrüene Fandang ist eister no gsund —
Der Ustig chund.

Ziböri

Die Satire ist dem Luzerner wesensfremd, denn in all seine Poesie stiehlt sich, selbst in den Weihrauch, ein feines Fädlein duftigen Humors der Zufriedenheit; darum kennt der Luzerner wie keine Satire so auch keinen Weltschmerz. Ob ihn aber diese Zufriedenheit im «Kampf ums Dasein» nicht allzusehr hindert?

Luzerns politisches Gesicht

VON DR. SIEGFRIED FREY

Das topographische und architektonische Antlitz Luzerns gehört zu den bekanntesten des ganzen Schweizerlandes und bestimmt auch zu den bekannteren mindestens der halben Welt. In den Gebieten aber, die sich nicht des Vorzugs erfreuen, am Vierwaldstättersee oder in seiner Nähe zu liegen, ist Luzerns politisches Antlitz weniger allgemein erkannt und noch weniger verstanden.

Zwei Irrtümer vor allem sind es, die oft auch bei Leuten anzutreffen sind, die zu Recht auf ihre Bildung und ihr Wissen stolz sind.

Zunächst wird Luzernisch weitherum mit Betont-Katholisch und in der Folge mit Politisch-Katholisch und Konservativ gleichgesetzt. Wenn irgendwo ein Luzerner zu einer Stelle aufsteigt, die ihren Träger im Lande herum bekannt macht, so bekommt er sicher auch Zuschriften, anonymer Verfasser natürlich, die den «Römling», die «Kreatur des Nuntius» ironisch begrüßen, auch wenn dieser Sohn Luzerns zufällig mitnichten dieser Sphäre entstammte. Sodann ist das Märchen weit verbreitet, daß die «Politik», das parteipolitische Ringen, im Kanton Luzern von einer ganz besondern Wildheit sei, ein Märchen, das vor allem von jenen gehegt und gepflegt wird, welche politische Ausmarchung und Parteien scheuen oder gar verachten — zu Unrecht, und nur deshalb nicht auch zu ihrem schwersten höchstpersönlichen Schaden, weil es glücklicherweise andere gibt, welche diese erzwichtige Aufgabe im freien Volksstaat erkannt und anerkannt haben und daher mit viel Arbeit und unter großer Entsagung sich darum bemühen.

Die Auffassung, daß das politische Leben im Kanton Luzern und in seiner Hauptstadt sich noch in einer Atmosphäre urtümlicher Hemmungslosigkeit abwickle, losgelöst von den Gesetzen, die sonst für das gesittete Zusammenleben in der Eidgenossenschaft gelten, hat allerdings historisch ihre Begründung. Der Uebergang vom allzu schwachen, gegenüber einer selbstbewußter und gefestigter werdenden Umwelt untauglich gewordenen Staatenbund zum Bundesstaat, die Staat-Werdung der Eidgenossenschaft, konnte nach den geschichtlichen und rechtlichen Gegebenheiten und Möglichkeiten nicht ganz ohne macht- und gewaltmäßige Auseinandersetzung vor sich gehen. Den Auftakt zu ihr bildete der erste Freischarenzug vom 8. Dezember 1844. In Erinnerung an diesen ersten Schritt auf dem Wege zur Schweizerischen Eidgenossenschaft hält die Liberale Partei des Kantons Luzern noch heute an Mariae Empfängnis — auf den 8. Dezember fällt dieses katholische Fest — ihren traditionellen Parteitag ab. Und ebenso traditionell gilt Jahr um Jahr der erste Gruß des liberalen Parteipräsidenten den Freischaren, den Vorkämpfern des neuen Bundes. Diese jährliche Ehrbezeugung erfolgt aus Dankbarkeit an die liberalen Urgroßväter und die Urgroßväter, die sich ihr politisches Bekenntnis auch größte Opfer kosten ließen — sie ist nicht eine Verbeugung vor Blut und Brand als politischen Kampfmitteln, die, so unumgänglich sie vor einem Jahrhundert sein mochten, schweizerisch gesehen, jetzt einer vergangenen Zeit angehören. Ein ganz großer Luzerner Liberaler, doch mehr Fechter mit den geistigen Waffen der Broschüre und des wohlabgewogenen, dialektisch-kunstvollen Votums im Ratssaal, als Kämpfer der Straße und der Barrikade, Kasimir Pfyffer, nahm freilich schon gegen Ende Dezember 1851 von Härte und Gewalttat Abstand, als er den zweiten Band seiner Geschichte des Kantons Luzern mit dem Satze schloß: «In diesem schönen, von Gott gesegneten Ländchen könnten die Menschen ein paradiesisches Dasein genießen, wenn sie ihre Leidenschaften zu beherrschen wüßten.» Seither hat die Tugend der Beherrschung der politischen Leidenschaft — soweit solche Beherrschung eine Tugend ist — große Fortschritte gemacht, so große Fortschritte, daß manche brave Luzerner Politiker hüben und drüben finden, die parteipolitische Ausmarchung sei auch gar zu saft- und kraftlos geworden. Wer etwa Luzerner Wahlzeitungen zur Hand nimmt, deren Verfasser noch Zeitgenossen unserer ältern lebenden Generation waren, und sie mit den sachlichen und teilweise vielleicht sogar übersachlichen Druckschriften vergleicht, mit denen Parteien sich jetzt an die Wähler wenden, wird finden, daß sich die «Beruhigung» noch in den allerletzten Jahren sehr stark entwickelt hat.

So blutleer, wie in vielen großen Städten, ist die Politik in Luzern allerdings nie geworden — und sie wird es hoffentlich nie werden. In Luzern wird Gottfried Kellers Wort vom Bürger, der unter die Haustüre tritt, um nachzusehen, was es gibt, noch hie und da Wirklichkeit, ja erfahrungsgemäß immer, wenn landesfremdes Unkraut bis nach Luzern wuchert, um durch das Tor am Vierwaldstättersee in die Urschweiz Ranken zu treiben.

Und unbestritten gibt es auch noch Treue, welche politische Ueberzeugung über Vorteile stellt, und die etwa einen «Hof», wie der Luzerner Bauer seine Liegenschaft so schön nennt, lieber billiger einem politischen Gesinnungsgenossen verkauft, als von einem politischen Gegner einen größern Erlös anzunehmen. Daß dann zusammen mit dem «Hof» auch die

Mühlenplatz mit Gütsch. Photo Werner Bischof. Nr. 6015





Knechte manchmal eine schöne, manchmal aber auch eine weniger schöne Rolle spielen, muß wahrheitsgemäß zugegeben werden. Aber das «Wahlknechtentum», alles in allem gewiß keine Zierde einer Demokratie, hat doch auch einen positiven Aspekt: In Zeiten der Auflösung lernt der Mensch die Kräfte der Tradition und der Gebundenheit in der Urgruppe der landwirtschaftlichen Betriebsgemeinschaft, eben auf dem «Hof», wieder schätzen.

Manche liebe Miteidgenossen verbinden mit ihrer Auffassung vom Leben in Luzern die Vorstellung, die Bürger zu Stadt und Land seien unter sich aus parteipolitischer Gegnerschaft in persönlicher Feindschaft zerfallen. Sie haben davon gehört, daß es vielerorts eine liberale «Harmonie» und eine konservative «Feldmusik», einen konservativen «Männerchor» und einen liberalen «Liederkranz» gibt. In der Tat: In kleinen Ortschaften mit wenigen Hunderten von Einwohnern können sich so zwei Korps und zwei Chöre halten, die beide aber nicht nur in ihren Künsten, sondern auch in ihrer politischen Werbekraft wetteifern und auch den Kranz und die Auszeichnung in diesen Dienst stellen. Aber dieser edle Wettstreit mit doppeltem Ziel führt nicht zum Haß gegen Haß. Persönliche Freundschaften von der Schulbank weg, gemeinsame Arbeit in Berufsverbänden und gute Nachbarschaft führen auch die Luzerner Männer verschiedener Farben — von denen die schwarze die Liberalen bezeichnet, indes die rote den Konservativen zugeteilt ist — immer wieder zusammen. Und vollends, wenn es gilt, ein Fest, gar ein eidgenössisches Fest möglichst luzernerisch festesfreudig aufzuziehen, ist das politisch regsame Luzern politisch kaum mehr zu erkennen: Bei der Komiteebestellung spielt zwar in der Regel noch etwas «Partei-Geometrie» mit, aber bei der Arbeit und erst recht beim Fest herrscht eine Eintracht, die jede Zwietracht vergessen macht.

Von einem «Nur-Politisieren» und besonderer Ungebundenheit der politischen Sitten ist in Luzern und im Kanton kaum mehr stärker die Rede als anderswo, ja es ist geradezu eine gewisse Ueberempfindlichkeit gegenüber besonders scharfem Ton in der parteipolitischen Polemik festzustellen — allerdings vielleicht ein Symptom dafür, daß man sich zeitweilig in Luzern daran etwas «überessen» hatte.

Der zweite Irrtum, der Luzernisch mit Katholisch, und zwar mit Politisch-Katholisch, mit Konservativ im Luzerner Sinn, gleichsetzt, ist weniger verbreitet, kann er doch nur bei jenen auftreten, welche politisch ganz unorientiert, ja völlig uninteressiert sind, bei Leuten also, die in der Eidgenossenschaft eine verschwindende Minderheit bilden ... sollten. Alle politisch einigermaßen Versierten dagegen wissen, daß es im Kanton Luzern, summa summarum, ein Zweiparteiensystem gibt, und daß in der Stadt Luzern, in einer merkwürdigen und reizvollen Polarität, parteipolitische Zustände bestehen, die weitgehend ebenfalls Züge des Zweiparteiensystems tragen.

Im Kanton stellen die Konservativen seit 1871 die Mehrheit, und dagegen kämpft unentwegt eine starke liberale Minderheit an. Die Sozialdemokratie legt in den letzten Jahrzehnten jeweilen auch in den ländlichen Wahlkreisen Listen ein, vermag aber damit nirgends so durchzudringen, daß sie sich zahlenmäßig wesentlich Geltung verschaffen könnte. Zwar haben alle Oppositionsgruppen miteinander gelegentlich die Konservativen in Minderheit versetzt, jedoch ohne daß die schon numerisch nicht sehr ernst zu nehmende Mehrheit in der Lage gewesen wäre, die konservative Machtstellung im Kanton wirksam zu beeinträchtigen. Genau umgekehrt liegen die Verhältnisse zwischen den beiden Hauptparteien in der Stadt Luzern. Entsprechend den natürlichen und soziologischen Voraussetzungen, hat hier seit der Jahrhundertwende die Sozialdemokratie ins Zweiparteiensystem eine Bresche geschlagen, doch nicht so, daß die Parteiverhältnisse von Grund auf geändert worden wären. Die Liberalen in der Stadt — ihre Organisation haben sie in Anlehnung an die gesamtschweizerische Bezeichnung Freisinnig-demokratische Partei genannt — rühmen sich, hier seit einem Jahrhundert den maßgebenden Einfluß ausgeübt zu haben und noch auszuüben. Ihr prozentualer Anteil an der Wählerschaft ist zwar in den letzten Jahrzehnten etwas zurückgegangen, so daß sie die absolute Mehrheit verloren. Aber ungefähr die Hälfte aller an der Urne erscheinenden Bürger pflegen nach wie vor die freisinnigen Listen einzulegen, indes Konservative und Sozialdemokraten sich in den Rest der Stimmen teilen. Aufsplitterungsversuche sind in den letzten Wahlgängen dann und wann unternommen worden, haben aber bisher immer wieder zu einem Mißerfolg geführt.

Denn die Stabilität der Parteiverhältnisse ist ein Kennzeichen des politischen Lebens in Stadt und Kanton Luzern. Die Verschiebungen von Wahl zu Wahl sind gering, so gering, daß immer wieder die Tradition, das Bleibende, den Wahlausgängen die charakteristische Prägung gibt. Die Führungen der beiden Hauptparteien sind erfreut, wenn es bei einem Wahlgang zu einem harten Ringen kommt. Nie bringen nämlich die Konservativen ihre Scharen besser an die Urnen, als wenn es um die Mehrheit im Großen Rate oder gar im Regierungsrate geht, und nie kommen die Freisinnigen in der Stadt sicherer zu einem Erfolg, als wenn die hundertjährige Mehrheit im Stadtrate von Luzern auf dem Spiele steht.

Parteizugehörigkeit ist in der Stadt vielfach und auf dem Lande meist ein Familienerbstück. Noch vor dem ersten Weltkrieg wußte man in der Stadt schon in der ersten Primarklasse sehr genau, welche Schüler «liberal» und welche «konservativ» waren. Und es brauchte dann schon eine Art Revolution in der Familie, bis die Söhne aus der Art schlugen. Politischer Farbwechsel bildet bei den alteingesessenen Luzerner Familien in der Stadt und erst recht auf dem Lande ein Ereignis, das lange Gesprächsstoff bleibt, und weder Liberale noch Konservative vergessen es einem Bürger leicht, wenn er einmal «umgheit» ist.

Auf dem Hintergrund der neuesten Entwicklungsgeschichte der Demokratie sind sowohl das Zweiparteiensystem wie die Stabilität der politischen Verhältnisse und in der Folge der Exekutiven große Vorzüge. Nichts hat die Demokratie in ihrer Wirksamkeit und in ihrer Handlungsfähigkeit zur Bewältigung politischer, wirtschaftlicher und sozialer Probleme so beeinträchtigt wie die Parteienzersplitterung und die Labilität der Mehrheiten bei Wahlen und in den Parlamenten und jene aufeinanderfolgenden Serien von Regierungen, bei denen nichts beständig war als der beständige Wechsel.

Auf Musegg. Der Zytturm von hinten gesehen. Photo Werner Bischof. Nr. 6016

Wie alles auf der Welt, wirft aber auch dieses Licht seine Schatten. Die Kehrseite der Medaille im Falle Luzern ist ein Gegensatz Stadt—Land, der über das Uebliche, zu erwartende Normale hinausgeht. Ja, der Gegensatz ist hier weniger ein solcher von Land zu Stadt, als ein Gegensatz Kanton—Stadt. Die beiden Mehrheiten, die relative freisinnige in der Stadt und die absolute konservative im Kanton, vertragen sich nicht besonders gut. Während man im Ritterschen Palast, wo die Regierung thront, überzeugt ist, die Interessen der Stadt nicht aus den Augen zu verlieren, herrscht im nahen kommunalen Verwaltungsgebäude die genau gegenteilige Meinung: daß der konservative Kanton die freisinnige Hauptstadt wie ein Stiefkind behandle. Man kann hier zum Beispiel erfahren, der Kanton, die Regierung, leiste für den Ausbau und den Unterhalt der Kantonsstraßen — mit den Brücken — im Weichbild der Stadt so wenig, daß davon kaum die Rede sein dürfe, und auch die städtischen Schulen und Kulturinstitutionen würden nicht mit kantonalen Beiträgen verwöhnt, während umgekehrt die Steuergesetzgebung und alles, was mit Lastenverteilung zu tun habe, die Hauptstadt reichlich bedenke. Umgekehrt will die Regierung und ihre getreue Mehrheit im Großen Rate die Erfahrung gemacht haben, daß die Liberalen unter Führung der Männer aus der Stadt und ihrer Umgebung sich wenig bemühten, dem Kanton die für die Erfüllung seiner bisherigen und neuen Aufgaben notwendigen Mittel zuzuhalten. Dieser Widerstreit zwischen konservativem Kanton und freisinniger Stadt soll einst so weit gegangen sein, daß man in Bern Gesuchsteller aus Luzern am liebsten empfing, weil man sie gegeneinander ausspielen konnte, wobei der Bund der lachende Dritte blieb. Die Grundlage solchen Geschehens ist noch jetzt vorhanden und nicht überwunden, wohl aber gemildert, und es soll dann und wann vorkommen, daß man sich in dieser oder jener Frage in einem beide Teile befriedigenden Kompromiß findet.

Die Frage wird vielleicht von Außenstehenden aufgeworfen, worin denn eigentlich der Unterschied zwischen Liberal und Konservativ im Kanton Luzern bestehe. Darüber könnte eine ordentlich umfangreiche und auch interessante Dissertation geschrieben werden, welche die Entwicklung beider Parteien an Hand der Programme verfolgen müßte. Eine solche Abhandlung müßte aber vor allem auch das tagtägliche Kleingeschehen in Stadt und Kanton berücksichtigen. Sie dürfte Predigten von der Kanzel nicht überhören und die Lektüre kleiner Pfarrblättlein nicht übersehen. Dann würde verständlich, daß die allgemeinen Postulate des Liberalismus und die besondern Forderungen des schweizerischen Liberalismus, wie sie an der Wiege des Bundesstaates zu Gevatter standen, im Kanton Luzern auch jetzt noch der ständigen Betonung bedürfen. Seit 1848 ist aber andererseits die Erkenntnis der einem hemmungslosen Rationalismus innewohnenden Gefahren bei seinen eigenen Anhängern erwacht und gewachsen, und die Achtung vor religiösen Werten und der Sinn für traditionelle Bindungen an überkommene Ordnungen, damit die Schätzung eher konservativer Anliegen, haben zugenommen, gefördert durch eine Mäßigung und Abfindung mit den Gegebenheiten im Konservativismus selber. Ueberhaupt ist auf beiden Seiten im Laufe der Jahre das Verständnis für die gegnerischen Grundsätze, Auffassungen und Forderungen gewachsen. In seinen «Erinnerungen» schrieb zum Beispiel Kasimir Pfyffer im Jahre 1866: «Zu meinem politischen Glaubensbekenntnis gehört endlich auch noch, daß ich, was aber bei vielen umgekehrt ist, dafür halte, im Staate müsse das allgemeine Interesse dem besondern vorgehen, daher ich mich stets zuerst als Eidgenosse, dann als Kantonsbürger und zuletzt erst als Gemeindebürger fühlte.» Der große Konservative Philipp Anton von Segesser aber — wohl größer als Historiker und politischer Schriftsteller, denn als Staatsmann — hatte im Februar 1848, wie man seit 1932 weiß, seinem Basler Freunde Andreas Heusler-Ryhiner in privatem Briefe bekannt: «Für mich hat die Schweiz nur Interesse, weil der Kanton Luzern — dieser ist mein Vaterland — in ihr liegt. Existiert der Kanton Luzern nicht mehr als freies, souveränes Glied in der Eidgenossenschaft, so ist mir dieselbe so gleichgültig, als die große oder kleine Tartarei.» Ueber solche Zuspitzungen der Ideen ist die Entwicklung hinweggeschritten. Es gilt jetzt auch Luzerner Liberalen als erwiesen, daß die föderalistische Aufteilung der Zuständigkeiten und Gewalten ihre unverkennbaren Vorzüge hat, wenn man sich auch gegenüber der rein negativen Aeußerung solcher Einstellung — nichts von Bern außer möglichst großen Subventionen! — nach wie vor ablehnend verhält. Auf konservativer Seite aber möchte man sicher den Kanton Luzern nicht mehr außerhalb die Eidgenossenschaft stellen, obwohl sie seit 1848 noch diese und jene Kompetenz an sich nahm, die man zuvor als Kennzeichen einer wirklichen Souveränität den Kantonen belassen wollte, und gerade von besten Konservativen wird anerkannt, daß solcher Zentralismus nur notwendig und daher auch möglich wurde, weil der Föderalismus zu sehr im bloßen Verneinen steckengeblieben war, statt sich durch Leistungen auszuzeichnen.

So hat sich nach und nach eine gewisse Annäherung der Standpunkte ergeben, während zugleich öfter neue Fragen alten Streit in den Hintergrund drängten. Ganz können diese Luzerner konservativ-liberalen Gegensätzlichkeiten freilich nie untergehen, weil sie den Kern aller Probleme staatlichen und menschlichen Zusammenlebens betreffen. Vor den höchsten Notwendigkeiten eidgenössischen Bestandes aber werden diese Verschiedenheiten stets zurücktreten, wie der Burgfriede im letzten und im gegenwärtigen Weltkrieg bezeugt. Sonderbundsgeist oder der Gedanke, die Schweiz mit der großen oder kleinen Tartarei vertauschen zu wollen, sind erloschen. Geblieben ist ein warmes Anteilnehmen an den öffentlichen Fragen, das manchmal immer noch zu leidenschaftlichem Parteinehmen führen kann: Solches Politisieren aber ist, so meinen wir, geeignet, im demokratischen Staate als Vorbild zu dienen.

Die sommerliche Musikstadt

VON WALTER STREBI

Ein glitzernd Gebilde inmitten smaragdener Hügel: Lucerna. Seine Häuser und Häuschen, seine Blöcke und Straßen, die drängende Reuß säumend, die sanfte Bucht umschlingend, versuchen ein Riesenohr zu formen.

1938: Die anschwellende Unruhe europäischer Völker, ja ferner Erdteile, scheint die Stadt an der Reuß mit keinem Hauch zu streifen. Und doch: Während die fortschreitende Unterbindung freier Geistesäußerung, die Einschnürung freien Kunstschaffens in großen Kulturstaaten die internationalen Wechselbeziehungen stört, trägt der schöpferische Geist seine Früchte in neue Bezirke.

In dieser international um sich greifenden Erregung sah der verstorbene Stadtpräsident Dr. Jakob Zimmerli eine Möglichkeit, Luzern, dessen fremdenindustriellen Aufstieg und Rückgang er beruflich miterlebt hatte, neuer Entfaltung entgegenzuführen. Dr. Zimmerli kannte die Theaterfreudigkeit der alten Luzerner. Hat doch der Stand schon 1453 die mittelalterlichen Osterspiele mit einem Staatsbeitrag von 3 Pfund dem Spieler subventioniert. Wenn später die Stadt einen Teil der Ausstattung der Auferstehungsspiele und zeitweise sogar die Bewirtung der Mimen übernahm, so erhärtet das nur ihre traditionelle Opferbereitschaft am Altar Thaliens. Diese, wenn auch nicht allzubreit gelagerte Tradition förderte neben günstigen äußern Umständen der geographischen Lage und der baulichen Einrichtungen den Plan, mit berühmten, teils national in ihrem Schaffen behinderten Künstlern in Luzern internationale, musikalische Festspiele, ja Festwochen durchzuführen.

Als im Sommer 1938 die Internationale Musik-Ausstellung, eine selten kostbare und umfassende Schau von Manuskripten der Tonkunst aller Zeiten (Leihgaben der Nationalbibliotheken von Wien und Paris, der preussischen Staatsbibliothek, des Scala-Museums, verschiedener öffentlicher Bibliotheken des In- und Auslandes und großzügiger ausländischer und schweizerischer Privatsammler) im alten Rathaus am Kornmarkt die Besucher entzückte, war der Auftakt zu einem künstlerisch hochstehenden, unnachahmlichen Ereignis gegeben: Internationale Musikalische Festwochen in Luzern. Die Künstler waren da; sie fühlten das Freisein; ihre Arbeit jubilierte in köstlicher Schönheit. Die Gäste waren da; sie genossen die Menschlichkeit des demokratischen Kleinstaates. Musikbeschwingte Landschaft ergriff die Herzen.

Wohl hat kein anderer so wie Maestro Arturo Toscanini den Luzerner Musikwochen und ihrem Elite-Orchester ein Sondergepräge verliehen. Und doch wäre deren Weltgeltung unvollständig, fehlten Dirigenten wie Ernest Ansermet, Bruno Walter, De Sabata, Adrian Boult, Fritz Busch neben andern großen Meistern und Künstlern. Der Publikumserfolg der ersten Festwochen 1938 war riesig; er wurde, alle Hoffnungen überflügelnd, im Jahre 1939 noch bedeutender. Der unvergeßliche Höhepunkt bleibt das Requiem von Verdi. Unter Toscanini entstand eine dies irae, die für alle Zeiten jeder Unterdrückung Verdammnis schwor.

Aber schon erzwang der inzwischen ausgebrochene Krieg einen vorzeitigen Konzertabbruch. Nichtsdestoweniger wußten die Organisatoren, daß der Sommer in Luzern mit internationalen musikalischen Festwochen ein der Zukunft verpflichteter Begriff geworden. Ein Zusammenballen von Schwierigkeiten vereitelte allerdings deren Durchführung im Jahre 1940. Jedoch im August 1941 verstand das Scala-Orchester aus Mailand unter den bedeutendsten italienischen Dirigenten neben den Schweizern Schoeck und Denzler die Festkonzerte würdig fortzusetzen. Das großartige Scala-Orchester schuf auch 1942 musikalische Höhepunkte, neuerdings das Ansehen der Musikwochen festigend.

Luzern sah seine Aufgabe als Musik- und Festspielstadt wachsen und zögerte nicht, die künstlerische Verpflichtung aufzunehmen. Einmal geizte die Stadt nicht mit Mitteln, um ihr Theater trotz Krieg unter einer künstlerisch hochstehenden Leitung (Dr. Eger) durchzuhalten. Dann galt es, das Wissen und Können um musikalische Dinge in der Bevölkerung zu untermauern und damit die Grundlagen für den Ausbau Luzerns als Musikstadt zu sichern.

Diese, für eine Festspielstadt schicksalhaften Probleme fanden in Basel, das dem Vierländersee und seinen Gestaden immer freundlich zugetan, großes künstlerisches Verständnis. Das Basler Konservatorium lieh Erfahrung und Stütze, und unter seinem künstlerischen Leiter Dr. Hans Münch gelang es Luzern, im Herbst 1942 ein Konservatorium zu begründen. Der Widerhall in der Bevölkerung war spontan. Ein Patronatskomitee voll geistigem und praktischem Optimismus fördert mit frohem Eifer die junge Bildungsstätte.

Das Ziel, Luzern zu einem schweizerischen Musikzentrum auszubauen, ist verlockend. Das Interesse an der künstlerischen Kraft der Tradition musikalischer Festwochen ergreift immer weitere Kreise. Man ist versucht, eine Schöpfung des Sommers 1943 als Ergebnis der sich ausbreitenden und vertiefenden Musikverbundenheit der Bevölkerung im weitesten Sinne zu betrachten: das erste schweizerische Festspielorchester. Schon Toscaninis kleine Dirigentenhand hat 1938 erstmals die schweizerische Musikerelite zusammengefaßt. Die Luzerner Musikwochen des vergangenen Jahres schufen jedoch das organisierte schweizerische Elite-Orchester. Unter den Dirigenten Ansermet, Denzler, Kletzki, Hans Münch und Schu-



richt begeisterten die eidgenössischen Musiker die erstaunten Hörer. Dieses einzigartige und für die Schweiz repräsentative Instrument wird zum Sprachrohr des schweizerischen Sommer-Musikzentrums Luzern. Die Solisten der Festwochen, schweizerische und ausländische Künstler, verströmen ihre Talente nicht ausnahmslos am großen Orchesterkonzert im Kunsthaussaal. Sie leisten mehr. In den Räumen des Konservatoriums, dem ebenso seigneuralen als eleganten Patrizierhaus «Himmelrich», finden während den Festwochen angehende Künstler — Meisterschüler — in den Solisten und andern Meistern berühmte Lehrer und Berater. Die Meisterkurse dienen vor allem der künstlerischen Förderung außerordentlicher Talente. Person und Temperament der lehrenden Künstler prägen diese Kurse vielfältig: Ilona Durigo, Prof. Carl Flesch, Prof. Edwin Fischer. Der Erfolg der Meisterkurse war derartig, daß Prof. Flesch und Prof. Fischer über die Festwochen hinaus, das Jahr hindurch, am Konservatorium Meisterschüler unterrichten. Im Sommer 1944 wird in diesem Rahmen erstmals neben Gesang (Emmy Krüger), Klavier (Edwin Fischer), Violine (Carl Flesch) auch Komposition (Arthur Honegger) gelehrt.

Das Bild der sommerlichen Musikstadt wäre unvollständig, verschwiege man die stimmungsvollen Serenaden, die intimen Solistenkonzerte — keiner vergißt den Pianisten Paul Baumgartner in der kerzenflimmernden, mit Blumen und Kostbarkeiten geschmückten Galerie Fischer — und dann besonders auch die Wiederbelebung der mittelalterlichen Weinmarktbühne. In der Faust-Aufführung auf dem Weinmarkt hat Oscar Eberle als Spielleiter Laien und Berufskünstler vereinigt. Die zahlreichen Freilichtabende führten zu einem großen Publikumserfolg. Studenten in klassisch-griechischer Maske eröffnen diesen Sommer die wahrhaft idyllische Freilichtbühne auf dem Dietschiberg.

Im verflossenen Jahr hat Luzern eine außerhalb unserer Landesgrenzen wohlbekannte Sammlung alter Instrumente (Sammlung Henri Schumacher) erworben. Die Stadt verlieh damit ihrem ernsten und unermüdlichen Bemühen, das aufstrebende Musikzentrum auch mit sichtbaren musikalischen Schätzen auszuschmücken, in schönster Weise Ausdruck. Auf Tribschen, das dem Genius Wagners Einmaliges entlockte, im Richard Wagner-Museum sind Gamben, Trumbscheiter, Klavichorde, zierliche Flöten, ein berühmtes Regal und viele andere seltsam geformte und fremdklingende Instrumente von Architekt Otto Dreyer sinnvoll zu einer beglükkenden Schau vereinigt worden.

Mit allen irgendwie verfügbaren Mitteln sucht Luzern seine Festwochen weiter auszugestalten und als Musik- und Festspielstadt bis zu jenem Zeitpunkt durchzuhalten, wo es als sommerliches schweizerisches Musikzentrum die Werbung für seine Internationalen Musikalischen Festwochen wieder unter den Nationen aller Weltteile durchführen kann. Die in kriegsbedrückter Zeit geschaffene musikalische Tradition wird die Brücke zu den internationalen Gästen bilden.

GRAND HOTEL

NATIONAL

LUCERNE

AU BORD DU LAC

OUVERT TOUTE L'ANNÉE

ARRANGEMENTS SPÉCIAUX POUR SÉJOURS



Wer es versteht, elegant und vorteilhaft zu kaufen,
dessen Wahl fällt auf eine DOXA, die leistungsfähige Schweizer Uhr

MANUFACTURE DES MONTRES **DOXA** LE LOCLE (SUISSE)



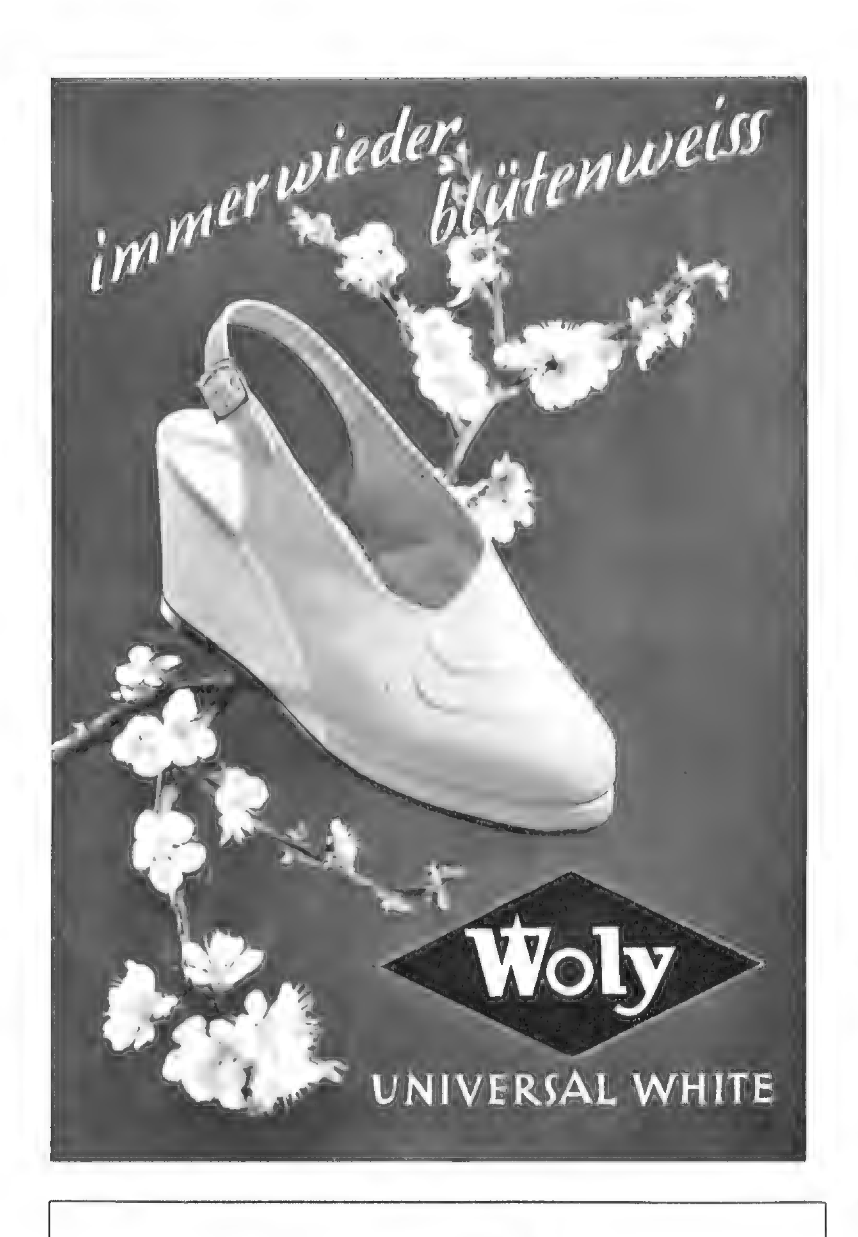
LUZERN

18. AUGUST BIS 6. SEPTEMBER 1944

INTERNATIONALE MUSIKALISCHE FESTWOCHEN

BRUCKNER-ABENDE
SYMPHONIE-KONZERTE
MEISTERKURSE
FREILICHTSPIELE
KUNSTAUSSTELLUNG

PROGRAMME UND AUSKUNFT: OFFIZ. VERKEHRSBUREAU LUZERN


immer wieder blütenweiss
Woly
UNIVERSAL WHITE




WICHTIG FÜR DAMEN


taufrisch aus dem
ODAG Royal
Der schweizerische Haushalt-Kühlschrank

LÖWENDENKMAL UND BOURBAKI–PANORAMA

Das Löwendenkmal gehört zu Luzern wie der Staubbach zum Berner Oberland, wie die Venus von Milo zum Louvre, das heißt, es gehört zu den Dingen, die auch der Tourist, der es eilig hat, unbedingt gesehen haben möchte und die so berühmt sind, daß man sich meist der Mühe enthoben glaubt, sich darüber Gedanken zu machen. Man läßt sich von seinem Reiseführer erklären, daß der sterbende Löwe an den Heldentod der Schweizergarde Ludwigs des XVI. erinnere, die beim Sturm auf die Tuilerien vom 10. August 1792 den König von Frankreich gegen den revolutionären Pöbel zu verteidigen suchte und dabei fast vollständig massakriert worden ist. Dieser Tat scheint auf den ersten Blick nichts von der eindrucksvollen Symbolkraft eines Rütlischwurs oder eines Sieges von Sempach innezuwohnen. Denn die verzweifelte Verteidigung des königlichen Schlosses von Frankreich gegen einen hundertfach überlegenen Feind hat den Verlauf der Geschichte bekanntlich nicht im geringsten beeinflußt.

Aber das Denkmal erinnert darüber hinaus an die Soldatentreue all jener Schweizer, die vier Jahrhunderte lang im Dienste der Könige von Frankreich gestanden und Frankreichs Siege miterstreiten geholfen. Ein Luzerner, Ludwig Pfyffer von Altishofen, hat 1570 Karl IX. mit 6000 Schweizern durch die Heere der feindlichen Hugenotten hindurch von Meaux nach Paris geführt und damit die engen Beziehungen der Eidgenossen, insbesondere der Luzerner, mit Frankreich begründet. Und ein Nachkomme dieses «Schweizerkönigs» des Siegers von Meaux — Oberst Carl Pfyffer hat zu Anfang des 19. Jahrhunderts das Löwendenkmal erstehen lassen, in fast zwanzigjährigem Ringen mit einer widerstrebenden Oeffentlichkeit, die, demokratisch gesinnt, an die Beziehungen mit Frankreich nicht erinnert sein wollte, mit Künstlern, die sich an keine Lieferungstermine hielten, und mit Kunstkommissionen, die alles besser verstanden. Er hat den

HELVETIORUM FIDEI AC VIRTUTI



Wesemlinfelsen, der damals noch weit draußen vor der Stadt lag, mit seiner ganzen Umgebung gekauft und darumherum einen englischen Garten angelegt. Er hat als erster den Gedanken gehabt, durch einen sterbenden Löwen die Treue des Schweizer Garderegiments zu verkörpern. Aus der ganzen Schweiz ließ sich Pfyffer Entwürfe vorlegen, aber er setzte es durch, daß für das plastische Modell ein Meister von europäischem Formate gewonnen werde. Thorwaldsen, der in Rom lebte, modellierte den Löwen, und der Konstanzer Bildhauer Lucas Ahorn übertrug nach Thorwaldsens Angaben das Modell in den Felsen. Das Ergebnis dieser Zusammenarbeit war eine Skulptur, die alles in den Schatten stellt, was Thorwaldsen vorher und nachher geschaffen hat. Ueberall sonst hat der «nordische Phidias» die Antike auf eine etwas süßliche Weise idealisiert. Vielleicht war er dem Löwendenkmal gegenüber freier, weil ihm hier jedes antike Vorbild gefehlt hat. Er schuf, was nie ein Grieche getan hat, für eine menschliche Tat ein Symbol aus der Tierwelt. Aber er hat nie griechischer empfunden als hier. Denn er verlieh dem Tier eine menschliche Seele, einen fast menschlichen Ausdruck. Und doch nimmt die Vermenschlichung der Natur nichts von ihrem Geheimnis.

Ueberdies wirken hier Kunst und Natur auf eine einzigartige Weise zusammen: der seerosenbewachsene Teich, in dessen geheimnisschimmernder Flut sich der Stein auf romantische Art widerspiegelt, die mächtigen Bäume, die Fels und Teich ringsum überragen und in ein weiches Dämmerlicht hüllen, dies alles gibt dem Denkmal jene große Resonanz, in der Ahnung und Gegenwart harmonisch zusammenklingen.

GEGENSÄTZE



LONGINES

Als das Löwendenkmal 1821 vollendet wurde, war es zudem noch rings von einer idyllischen Landschaft umgeben. Heute steht es inmitten eines Quartiers, das noch ganz von der Stimmung des kosmopolitischen Fremdenkurorts aus der Jahrhundertwende erfüllt ist. Da reihen sich die Magazine mit den neckischen Reiseandenken, unter denen natürlich der Löwe von Luzern eine Hauptrolle spielt: als Ascher, Tintenfaß, Tafelaufsatz (mit und ohne Uhr), als Zierde von Tabakspfeifen, Puderdosen, Löffeln und Messern. Da steht der Gletschergarten, der wie ein alpines Gegenstück zum Musée Grévin oder zu Madame Tussot anmutet und auf dessen kraus verschlungenen Pfaden man jeden Augenblick dem Tartarin sur les Alpes zu begegnen glaubt.

Als Hauptattraktion dieses Vergnügungsparks aus der Zeit der globetrottenden Engländerinnen mit den großen Viktoria-Hüten figuriert das Bourbaki-Panorama am Löwenplatz. Auf einer 1330 Quadratmeter umfassenden Leinwand, die in mächtigem Umkreis um eine Besuchertribüne gespannt ist, wird hier bis in alle erdenklichen Einzelheiten gezeigt, wie sich während des Deutsch-Französischen Krieges von 1870/71 der Uebertritt der französischen Ostarmee unter General Bourbaki auf Schweizerboden vollzogen hat. Ein Unternehmer aus den Gründerjahren der Schweizer Fremdenindustrie hatte dem Genfer Maler Edouard de Castres 1881 einen genau umschriebenen Auftrag erteilt. Und Castres hat zur Ausführung seiner Entwürfe einen ganzen Stab von Spezialisten (Pferdemaler, Landschaftsmaler, Schlachtenmaler usw.) beigezogen. Das Panorama stammt aus der Zeit der Hochblüte des Naturalismus und scheint es auf eine möglichst täuschende Nachahmung der Wirklichkeit abgesehen zu haben. Das Ferne wirkt überaus fern und das Nahe zum Greifen nahe. Um die Illusion noch zu steigern, wird das Bild im Vordergrunde wie auf einer Opernbühne plastisch fortgesetzt: der vorderste Wagen eines Eisenbahnzuges ist nicht mehr gemalt, sondern steht, ein wirklicher Wagen, auf wirklichen Eisenbahnschienen, vor uns. Und so virtuos ist der Uebergang von der Realität in die Kunst hier vollzogen, daß man die kleine Naht beinah übersieht. Infolgedessen ist das Panorama ein Ort des Entzückens für Naive und Kinder. Manchmal verirrt sich auch ein Kunstliebhaber dorthin; denn Ferdinand Hodler hat in seiner Jugend an dem Bilde mitgearbeitet, und die Sappeure an der Spitze der aufmarschierenden Berner stammen von seiner Hand.

Aber wie erstaunt ist dann jedesmal dieser Kunstfreund, zu entdekken, daß Hodlers Beitrag bei weitem nicht den Hauptreiz des Bildes ausmacht, und daß das ganze Panorama, trotz seiner kommerziellen Entstehung und trotz seines extrem naturalistischen Einschlags, ein wirkliches Kunstwerk ist. Man kann nämlich alle die naturalistischen Kunststücke vergessen, und es bleibt erst das wahrhaft Schöne: eine Landschaft von einem unvergleichlichen Zauber der Stimmung, ein Winterabend, der sich langsam in ein weites einsames Tal niedersenkt und seine Hänge und Häuser, bevor sie sich in graue Dämmerung hüllen, noch einmal in den gedämpften Tönen des scheidenden Tages erstrahlen läßt. Und ein unabsehbarer Strom von Menschen bewegt sich von fernher durch dieses Tal auf uns zu und dann wieder von uns weg in die dämmrige Weite. Ein unseliges Schicksal, von den Menschen nicht heldisch aber in edler Würde ertragen, weist ihnen den Weg, der aus der Tiefe der Zeiten zu kommen und in die Tiefe der Zukunft zu führen scheint. Es gibt kein ebenso unpathetisches Historienbild im 19. Jahrhundert, keines, das uns trotz genauester Wiedergabe der Kostüme und Oertlichkeiten so weit über den historischen Einzelfall hinaushebt wie dieses.



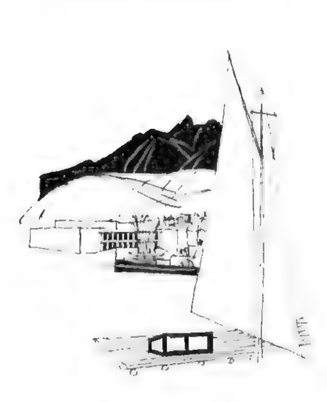
Und so sehr auch stilistisch Bourbaki-Panorama und Löwendenkmal voneinander entfernt sind, sie verkörpern beide in einem symbolischen Sinne die Haltung der Schweizer im sturmbewegten Europa: dort kämpfend und sterbend für die verpfändete Treue, hier ein Eiland des Friedens beschirmend und das Unglück der Leidenden mildernd.

XAVER VON MOOS

DIE PILATUS—SAGE

Der Naturforscher M. A. Cappeler schrieb 1767 eine Geschichte des Pilatusberges, die «Pilati Montis Historia», und noch mitten in der Aufklärungszeit hielt er die Sage der Erwähnung wert.

Pilatus, der jüdische Landpfleger, wegen schlechter Verwaltung der anvertrauten Provinz nach Rom zurückberufen, wurde vor den Kaiser Tiberius gebracht und von diesem zum Tode verurteilt. Nach der Hinrichtung warf man die Leiche in den Tiber, worauf so schreckliche Stürme erfolgten, daß man den Leichnam herausfischte, ihn nach Vienna in Gallien schaffte und dort in die Rhone warf. Auch hier entstanden neue Stürme; abermals wurde der Leichnam aus dem Wasser gezogen und, um ihn loszuwerden, nach Lausanne gebracht. Da aber auch hier wie in Italien und Gallien Pilatus Ursache von Sturm und Wetter war, beschlossen endlich die Lausanner, ihn in einen kleinen See zu werfen, welcher etwa vierzig Stunden von ihrer Stadt entfernt in den Alpen lag. Es war dies der kleine See auf dem Berge Frackmünd. Hier blieb endlich Pilatus, aber nicht ohne ihn von Zeit zu Zeit zu verlassen und als Gespenst den Berg zu durchstreifen. Bald sah man Pilatus in dem Morast seines Sees herumwaten, bald auf einem Felsen sitzen, bald in heftigem Streite mit einem andern Gespenst, dem König Herodes, stehen. Immer war er der gleiche böse Geist, welcher die Umgebung mit Sturm und Wetter überzog, die Hirten auf den Weiden erschreckte, ihre Herden zersprengte und das beste Vieh von den Felsklippen in den Abgrund hinabstürzte. Als Pilatus sein Unwesen immer ärger trieb, dachten die Bewohner der Gegend auf ein Mittel, ihn zur Ruhe zu bringen. Da geschah es, daß eben ein fahrender Schüler, der zu Salamanca studiert hatte und ein großer Zauberer war, in die Schweiz gelangte. Dem versprach man eine große Summe Geldes, wenn er das Land von den Plagen des bösen Geistes befreie und ihn auf immer zur Ruhe bringe. Der Zauberer ging auf das Anerbieten ein. Er suchte den Geist, traf ihn auf einer hohen Felsspitze und begann seine Beschwörungen. Wahrscheinlich waren sie nicht stark genug, denn Pilatus wich nicht. Da traf der Zauberer Vorbereitungen zu stärkern Beschwörungsformeln. Der eigentliche Kampf begann nun und wurde so heftig, daß von den Fußstößen des Beschwörers noch heutigen Tages ein Teil des Hügels ohne Rasen geblieben ist. Endlich wurden die Formeln so stark, daß Pilatus nicht mehr widerstehen konnte und dem Beschwörer versprach, sich in Zukunft im See ruhig zu verhalten, wenn man ihm einen Geist beigebe, der, in eine schwarze Stute verwandelt, ihn nach der würdigen Art römischer Ritter in seine neue Behausung trage. Zudem verlangte er, daß ihm erlaubt sei, einmal des Jahres an die Oberwelt zu steigen. Die Bedingungen wurden bewilligt. Als nun wirklich eine schwarze Stute vor Pilatus erschien, spornte er das Tier im Zorn zu solch wilden Sprüngen an, daß man noch heute den Abdruck seiner Hufe auf einem der Felsen sehen kann. Pilatus hielt seinen Pakt treulich; nur am Karfreitag, dem Tage, an dem er den göttlichen Heiland verurteilte, irrt er in seiner Amtstracht an den Ufern des Sees. Dem, der ihn sieht, ist der Tod vor Jahresende bestimmt. Wenn Pilatus geschmäht wird, oder wenn Steine in seinen See geworfen werden, dann bricht sein Zorn aus, und es entstehen heftige Ungewitter.



Aus «Luzern, Geschichte und Kultur: Die Luzerner Sagen», gesammelt und nacherzählt von Kuno Müller



ERHÄLTLICH IN ALLEN FACHGESCHÄFTEN



R. Koller: Mittagsrast auf dem Felde — In 3 Größen erhältlich

ORIGINAL IM KUNSTMUSEUM LUZERN

Von jedem Gemälde gibt es nur *ein* **ORIGINAL**, das nur *einer* besitzen kann. Und doch möchten Sie dieses und jenes Meisterwerk gern daheim immer und immer wieder auf sich einwirken lassen. Das ermöglichen Ihnen die meisterhaften farbigen **WOLFSBERGDRUCKE** nach Originalen zahlreicher, vorwiegend schweizerischer Künstler (Amiet, Anker, Hodler, Koller u. a.) Wolfsbergdrucke sind zu beziehen durch die Graphische Anstalt J. E. Wolfensberger, Bederstraße 109, Zürich 2, sowie durch sämtliche Kunsthandlungen der Schweiz

OTTO BACHMANN

Zwölf Zeichnungen zu Goethes Faust

Mit einem Geleitwort von Albert J. Welti
Die Mappe wurde in einer einmaligen Auflage von 450 Exemplaren gedruckt:

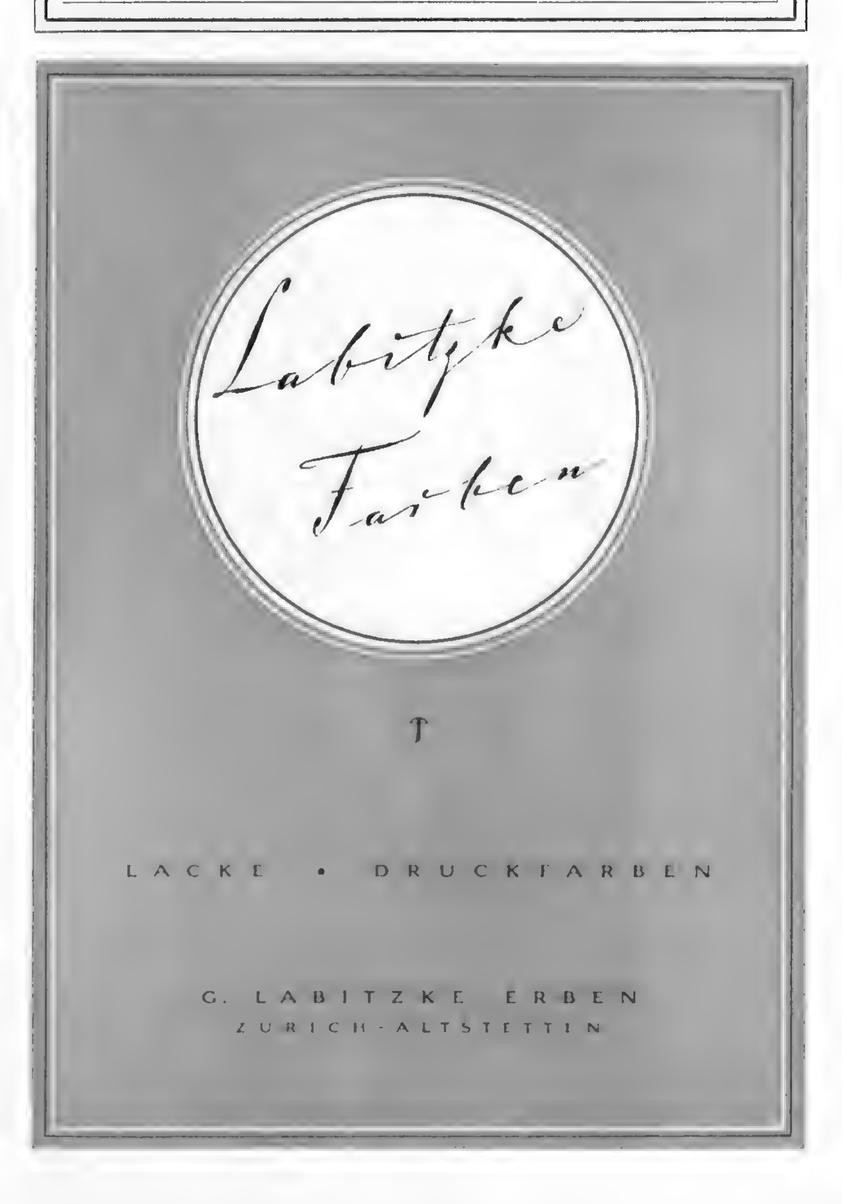
- Bei 50 Exemplaren mit Tafeln auf Japanseide in Passepartout wurden diese einzeln vom Künstler handsigniert. Die Mappen tragen die Nr. 1-50. Preis pro Mappe Fr. 150.-.
- Bei 100 Exemplaren mit Tafeln auf Chinapapier in Passepartout wurden diese einzeln vom Künstler handsigniert. Die Mappen tragen die Nr. 51-150. Preis pro Mappe Fr. 100.-
- 300 Exemplare wurden auf Zerkallbütten abgezogen und jede Mappe vom Künstler handsigniert. Die Mappen tragen die Nummern 151—450. Preis pro Mappe Fr. 60.-

Bitte verlangen Sie die Mappe in Ihrer Buchhandlung zur Ansicht

MORGARTEN-VERLAG
Conzett & Huber, Zürich

Otto Bachmann hat sich im Laufe weniger Jahre als Graphiker und Buchillustrator einen Namen von gutem Klang geschaffen und durch seine Arbeiten die Aufmerksamkeit jener Kunstfreunde immer stärker auf sich gelenkt, die vom Künstler außer Phantasie auch handwerkliche Könnerschaft verlangen. Diesmal hat sich Otto Bachmann von Goethes «Faust» zu einer Reihe großer Bildvisionen anregen lassen. Der Schriftsteller Albert J. Welti, selbst Maler und strenger Richter in künstlerischen Dingen, schrieb dazu ein lesenswertes und gehaltvolles Geleitwort.





LUZERNER MISZELLEN

Die Luzerner werden von den lieben Miteidgenossen mit dem Spitznamen «Chatzestrecker» bedacht (Tessiner Variation: Zieh-am-Bussi). Ursprünglich hatte der Uebername nichts Grusliges an sich. Er rührte davon her, daß die Luzerner, die nach Einsiedeln wallfahrteten, den Weg über den kleinen Paß Katzenstrick zu nehmen pflegten und darum von den Einsiedlern «Katzenstricker» genannt wurden. Es bedurfte der Aenderung eines einzigen Buchstabens, um dem Wort einen ganz andern Sinn zu geben. Solch kleine Bosheiten werden von den Zeitungsredaktoren dem «Druckfehlerteufel» zur Last gelegt. Ein Teufelchen wird auch hier die Hand mit im Spiel gehabt haben!



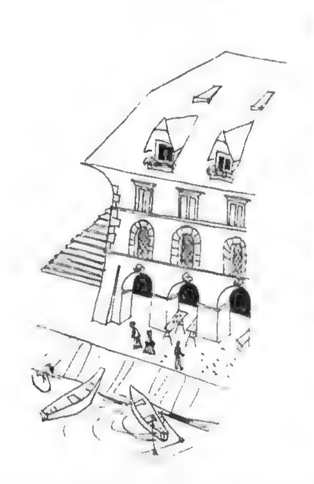
Während sonst überall im politischen Sprachgebrauch die Linksorientierten als die «Roten» und die Rechtsstehenden als die «Schwarzen» bezeichnet werden, verhält es sich im Kanton Luzern gerade umgekehrt. Hier heißen (oder hießen wenigstens) die Konservativen «rot» und die Liberalen «schwarz». Diese Luzerner Besonderheit soll davon herrühren, daß bei einer wichtigen Abstimmung der dreißiger oder vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts die konservativen Großräte rote, die liberalen Deputierten dagegen schwarze Kugeln einlegten. Die Frage bliebe freilich offen, warum denn die Konservativen bei jener Abstimmung rote Kugeln wählten? Vielleicht aus Sympathie für die roten Strümpfe des päpstlichen Nuntius?

•

Wo liegt Luzern? Am Ausfluß der Reuß aus dem Vierwaldstättersee. Sehr richtig, aber nur zum Teil. Zur Gemeinde Luzern gehört auch noch ein kleiner verlorener Geländestreifen am Fuße des Bürgenstockes, Richtung Weggis. Also aufpassen: Nicht etwa dorthin wohnen gehen, wenn man der Steuerbehörde der Stadt entwischen will! *—ER*

•

Von den gedeckten Luzerner Holzbrücken steht die älteste schon seit hundert Jahren nicht mehr. Es ist die um 1260 gebaute Hofbrücke, welche das alte Benediktinerkloster im Hof mit der damals neugegründeten Stadt Luzern über die heute ausgefüllte nördliche Bucht des Luzerner Sees hinüber verband. Zu Anfang des 14. Jahrhunderts wurde die Brücke von der Peterskirche weg (als Kapellbrücke) an dem schon früher gebauten Wasserturm vorbei zur damals noch sehr kleinen linksufrigen Stadthälfte hin fortgesetzt. Auf der Kapellbrücke kann man noch heute das Leben des Stadtpatrons St. Leodegar und die ganze Schweizergeschichte an Hand von 110 Tafeln aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts studieren. Auf der Hofbrücke war in einem Riesenzyklus von über 230 Gemälden aus dem 16. Jahrhundert die gesamte christliche Heilsgeschichte von der Weltschöpfung bis zum Weltende dargestellt, im Mittelpunkt die Passion unseres Herrn, entsprechend den damals in Blüte stehenden Osterspielen, wie sie von der Stadtbürgerschaft auf dem Weinmarkt alljährlich aufgeführt wurden. Die künstlerisch zum Teil höchst wertvollen Bilder sind seit Jahrzehnten im Estrich des Luzerner Stadthauses magaziniert und harren dort geduldig ihrer Entdeckung. *X. V. M.*



Zeichnungen von Robi Wyss, Luzern

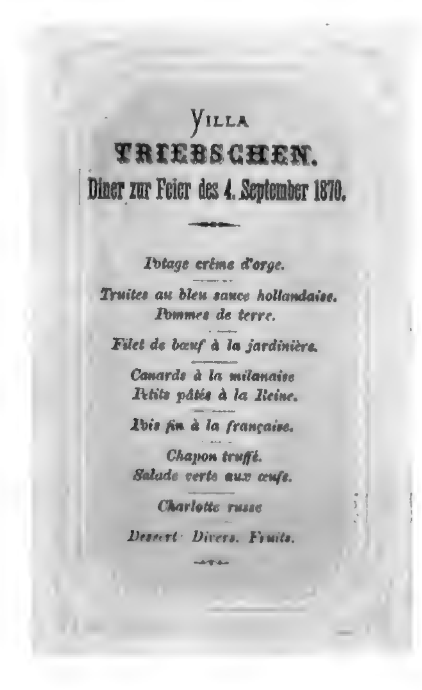
HANS HOLBEIN UND RICHARD WAGNER IN LUZERN

An *Holbeins* Aufenthalt (1517—1519) erinnert in Luzern nicht mehr viel: ein Freskenrest vom Hertensteinhaus, der im Novemberheft 1942 des «Du» farbig wiedergegeben worden ist, und die Hans-Holbein-Gasse am Kapellplatz, die diesen Namen erst seit kurzem trägt. Um so kostbarer ist der kleine, auf dem Luzerner Staatsarchiv aufbewahrte Protokollvermerk, der über «Holbein intime» zu berichten weiß. Im sogenannten Nünerbuch, einer Art Strafprotokoll, begegnet man unter dem Datum Donnerstag nach Mariae Empfängnis 1517 folgendem Eintrag:

Zum bessern Verständnis dieser «Stecherei» muß man sich Zeit, Ort und Personen der Handlung richtig vergegenwärtigen. Zeit: zu Beginn des rauflustigen 16. Jahrhunderts; Ort: wahrscheinlich eine Schenke; Personen: zwei Zunftgenossen, der Goldschmied Caspar und Holbein, letzterer noch blutjung, eben in Luzern eingezogen und schon von Schultheiß Hertenstein mit der Bemalung seines Hauses am Kapellplatz betraut. Grund genug, um den Neid seiner Kollegen herauszufordern!

Die nicht unerhebliche Buße hat sich später für Holbein in ungeahnter Weise bezahlt gemacht. Schon wenige Jahrzehnte nach der Bemalung des Hertensteinhauses geriet seine Autorschaft gänzlich in Vergessenheit, und während mehr als zwei Jahrhunderten wurde von seinen Fresken nicht einmal mehr Notiz genommen. Erst zu Beginn des 19. Jahrhunderts ist auf Holbein als auf den mutmaßlichen Schöpfer zurückgegriffen worden, wobei zur endgültigen Zuschreibung die Entdeckung der Eintragung im Nünerbuch wesentlich beigetragen hat. Mit ihr war der Luzerner Aufenthalt Holbeins zur Zeit der Entstehung des Hertensteinhauses urkundlich bewiesen.

Die Spuren, die *Richard Wagner* dreieinhalb Jahrhunderte später in Luzern hinterließ, gehören einer andern Welt an. Nicht etwa, daß Goldschmiede und andere biedere Handwerker Wagner zu gering gewesen wären. Der große Komponist hat ja gerade während seines Aufenthaltes auf Tribschen (1866—1872) in den «Meistersingern» ihr Lob gesungen. Aber auf Tribschen ging es hochherrschaftlich zu. Illustre Geister aus der ganzen Welt verkehrten hier, und Wagner verstand es, Gäste zu empfangen. In dem heute auf Tribschen eingerichteten Wagner Museum wimmelt es von Zeugnissen dieser glänzenden Jahre, von der Originalpartitur bis zum Originalsammetbarett des Meisters. Darunter befindet sich auch das unten abgebildete Menu, das anläßlich der Taufe von Richard Wagners Sohn Siegfried auf Tribschen serviert worden ist und uns Zeitgenossen der Lebensmittelrationierung wie ein Märchen anmuten muß. —*ER*



VILLA
TRIEBSCHEN.
Diner zur Feier des 4. September 1870.

Potage crême d'orge.

Truites au bleu sauce hollandaise.
Pommes de terre.

Filet de bœuf à la jardinière.

Canards à la milanaise
Petits pâtés à la Reine.

Pois fin à la française.

Chapon truffé.
Salade verte aux œufs.

Charlotte russe

Dessert Divers. Fruits.

DIE URGROSSTANTE UND IHR TAGEBUCH

Kürzlich klagte in einer Abendgesellschaft ein alter Herr: «Es scheint, die modernen Menschen sind nicht mehr befähigt, noch besitzen sie den Willen, ein Tagebuch zu schreiben. Früher war die Führung eines solchen in manchen Schichten der Bevölkerung verbreitet. Ja, sie ward vielfach wie eine Kunst gepflegt. Gerade ihr verdanken wir manchen Ausschnitt, manches Zeitbild aus vergangenen Jahrhunderten lebendig bewahrt im intimen Rahmen.»

Ablehnend meinte eine Dame: «Früher, ja, hatten die Leute Zeit und Muße! Aber das Antlitz unserer Zeit ist so verunstaltet, zerrissen, zerstört und das Tempo ihres Schreitens so grotesk, daß es klüger ist, wir gebrauchen unsere Kraft, unseren Geist und unsere Hände für nutzbringendere und handgreiflichere Dinge.»

Wie ich heute über jenes Gespräch nachdenke, fällt mein Blick auf das Bildnis meiner Urgroßtante. Und da frage ich mich, was sie, die in ebenso schwierigen Zeitverhältnissen, inmitten grauenhafter Kriegserlebnisse, unentwegt ihr Tagebuch weitergeführt, dem Gespräch der abendlichen Tafelrunde beigefügt hätte.

Aber die stattliche Matrone auf dem Bilde, die so auffallend der Kaiserin Maria-Theresia geglichen habe, sieht mich überlegen und schweigend an. Sie sitzt am Kamin, wohl in ihrer Prunkrobe — man meint förmlich, die schwere violette Seide rauschen zu hören. Wallende Locken umrahmen unter dem Spitzenfichu das noch in seiner Alterswürde markante Gesicht mit dem Herrscherblick, geladen von Energie, Geist und Kraft. Sie trägt den alten Familienschmuck. Aber daneben prangt auf ihrer Brust die goldene Sankt-Helena-Medaille. Der französische Gesandte in Bern, Graf von Salignac-Fénelon, hatte sie ihr im Jahre 1858 überreicht und dabei ausdrücklich erklärt, daß keiner andern Frau, selbst keiner Französin, diese Ehre zuteil geworden sei. Dieses Andenken an unvergeßliche Zeiten trägt die Worte eingeprägt:

Médaille de Ste Hélène, instituée par S. M. Napoléon III.
Napoléon I à ces compagnons de gloire. Sa dernière pensée.
Saint Hélène, 5 mai 1821.

Die Uebergabe der Denkmünze verschönte der Urgroßtante den Lebensabend mit einem hellen Strahl des Ruhmes. Unter dem Namen ihres zweiten Gatten, Madame Morell, ist sie in die Geschichte unserer Stadt eingegangen. Was sie aber zur tapfern, großen Frau gemacht, als die sie in der Geschichte unseres Landes weiterlebt, hat sie mit ihrem ersten Gatten, meinem Urgroßonkel, Heinrich Peyer-im-Hof, erlebt. Denn mit ihm war sie, als sechzehnjährige liebende Gattin, nach Frankreich in napoleonische Dienste gezogen, treu ihrem Wahlspruch: «Das Weib soll stehen an der Seite ihres Mannes, als sein Kamerad.»

So hat sie mit ihm, nebst der Frau des Obersten Abyberg, als einzige Schweizerin den gigantischen, unglückseligen Feldzug nach Rußland mit all seinen Schrecken, seinem Grauen, seinen unsäglichen Gefahren, den unerhörten Strapazen vom ersten bis zum letzten Tage miterlebt. In Krankheit und Not, flüchtend auf schneeverwehten Straßen, hungernd und fiebernd am Biwakfeuer, in den russischen Nächten, auf eisverkrusteten Feldern, in den Fluten der Beresina, überall stand sie an der Seite ihres Mannes. Wo andere längst zusammengebrochen wären, da hielt sie stand und reckte ihre Schultern hoch und war immer wieder seine Stütze, seine Helferin, ja seine alles überwindende Kraft. Er wäre unter der Last des Unglücks, unter den Entbehrungen und unter Fieberschauern am Wegrand hingesunken wie Tausende und Abertausende, hätte ihn die junge Frau nicht immer wieder aufgerichtet, weitergeschleppt als das, was sie ihm war: sein tapferer Kamerad.

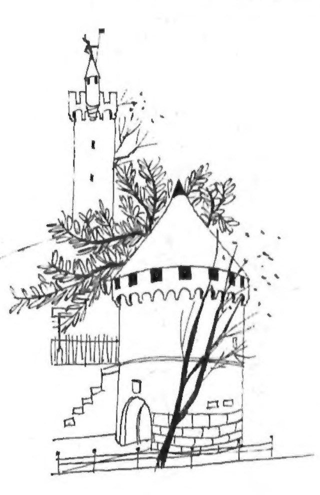
Vor Jahren erhielt Isabella Kaiser den Auftrag, für das Werk «Die Schweizerfrau» das Lebensbild von Urgroßtante Katharina, «der tapferen Frau», zu schreiben. Ich war damals ein junges Mädchen und sammelte, auf die Bitte der Dichterin hin, alle Dokumente, Briefe und persönlichen Notizen der Urgroßtante.

Dabei nun stieß ich in einer alten Truhe auf ihr Tagebuch. Diese Entdeckung bedeutete für mich eines der seltsamsten und eindrucksvollsten Erlebnisse. Denn dieses Tagebuch hatte Urgroßtante Katharina schon als junges Mädchen, als Schülerin der Ursulinerinnen zu

Mariahilf, begonnen. Ihre Eintragungen waren meistens lapidar kurz, aber inhaltlich treffsicher und klar.

Ihrem Tagebuch vertraut sie an, daß ihr Vater, der Wirt zum Stein, ein leidenschaftlicher Jäger gewesen sei und, weil er weit gereist, englisch und französisch sprach — was in jener Zeit viel bedeutete. Sie erzählt von den Franzosen, die, von Unterwalden herkommend, bei ihnen Quartier nahmen, die Säcke voll gestohlener Göllerketten, Filigranpfeile, «Halsbätti», Unterröcke und «Tschänkerli».

Von ihrem Gang nach Winkel weiß sie zu berichten, auf den sie der Vater mitnahm, um am Ufer von Stansstad drüben den brennenden Schnitzturm zu schauen, den die Franzosen angezündet. Wie glücklich war das Kind, daß der Stadtammann sie auserkoren, mit andern weißgekleideten Mädchen am patriotischen Friedensfest zwischen den Luzernern und Franzosen Blüten auf den Weg zu streuen!



Dreizehnjährig, erntete sie den ersten Heiratsantrag. Es lag wohl schon damals eine seltsam anziehende Mischung von Weichheit und Energie auf dem jugendfrischen Gesicht. Ein vornehmer Fremder — laut Tagebuch — fuhr mit ihr im Nauen des Ruderfranz nach Brunnen, da sie in Schwyz ihre erste Stelle anzutreten hatte. Als der Fremde ihr erklärte, er möchte sie heiraten, doch wünsche er sie vorerst in den Sprachen und Künsten ausbilden zu lassen, nur müsse sie sich ihm angeloben, vertraute Katharina darüber ihrem Tagebuch: «Da hab ich ihm erklärt, dazu hab ich noch keine Lust!» Drei Jahre später stand sie aber mit ihrem geliebten Heinrich vor dem Pfarrer Müller zu St. Leodegar. Dieser fragte verdutzt, ob denn das gertenschlanke Jümpferlein überhaupt alt genug zum Heiraten sei. Darüber fährt das Tagebuch gar keck fort: «Dem hab ich geantwortet: ,O ja, Hochwürden, 16 Jahre und 6 Wochen!'»

Als Heinrich Peyer, wohl etwas befangen und sich unbehaglich fühlend, weil sein Ehefrauchen in seinem väterlichen Hause gar nicht willkommen war, sie spät am Hochzeitsabend seiner Mutter vorzustellen kommt, schrieb Katharina darüber in ihr Tagebuch: «Eine grauhaarige Magd in einem grauen Gewand öffnete die Haustür. Sie hat uns in die gute Stube geführt. Dort ließ sie uns stehen. Und warten mußten wir eine geraume Zeit. Endlich ist die Schultheißin hereingerauscht wie ein breiter Wasserlauf und ist vor mir der unerwünschten Frau ihres Jüngsten, stehengeblieben. Sie hat kein Wort gesagt, nur mich von oben bis unten und von unten bis oben angeschaut. Endlich hat sie genickt. Und der Friede ist geschlossen worden.»

So — oft in Bruchstücken von Sätzen — fährt das Tagebuch fort. Das Packende, beinahe Großartige dabei liegt in der Ausdauer, mit der es allzeit geführt und zum Ausdruck innerer Kraft und Stärke, eines schier männlichen Mutes, tiefster, fraulicher Güte und Liebe wurde, gerade in den fürchterlichen Erlebnissen des russischen Feldzuges. Stets, wenn das Schicksal im Leben Katharinas «die Pferde wechselte», sie in Elend und Not oder zu Glück und Ehre und immer auf ein redlich zugemessenes Arbeitsfeld führte, immer war das unscheinbare, heute vergilbte Tagebuch der Vertraute ihres Erlebens und ihrer Einstellung zum Erlebten.

In ihm blätternd, kann man den Zug des französischen Heeres von Marseille weg mit allen Haltestationen, allen Städten und Dörfern, an denen sie rasteten, über die sie ihre Eindrücke skizzierte, die Schlacht bei Polotz, am 3. August 1812, die furchtbaren Stunden, eingekeilt zwischen fliehenden Soldaten und dem Troß, bei der Verteidigung des Ueberganges über die Beresina, miterleben.

Sie berichtet, wie sie nach der Schlacht bei Wisna an der Düna, ihr Pferd weidend, auf einen blutjungen Toten stieß, dessen erstarrter Arm nach oben ragte und dessen Hand Briefe umklammerte, die an seine Eltern und seine Geliebte gerichtet waren. Als sie sie gelesen, die voll der zärtlichsten Ausdrücke und voller Hoffnung auf ein baldig Wiedersehen waren, mußte Katharina weinen. Sie barg die Briefe, um sie den Seinen heimzubringen.

Im rückwärtsflutenden Strom der Flüchtlinge, wo jeder auf sich selbst angewiesen war, entäußerte sie sich eines Schmuckstückes nach dem andern, um ihrem hungernden, kranken Manne wenigstens ein Gläschen Branntwein oder einige kalte Kartoffeln zu erhandeln.

In Elbing lagen Heinrich und Katharina krank im Spital. Mitten in den Fieberphantasien quälte sie, angesichts der Not ihres Mannes, noch der Drang, hilfreich zu sein. Davon erzählt sie im Tagebuch: «Sodann kam es vor, daß ich immer wieder glaubte, mein Mann beklage sich, daß er kein Geld mehr habe. Ich rief ihn an mein Bett und reichte ihm die geschlossene Hand hin mit der Bemerkung, hier sei Geld, er solle es nur nehmen. Wenn er jeweilen die geschlossene Hand aufmachte und natürlich nichts fand, dann erhielt ich die Besinnung wieder.»

Als am 15. Mai 1813 Katharina und Heinrich, vom Kriegszug nach Rußland heimkehrend, in Basel wieder Schweizerboden betraten, schreibt sie unter anderem in ihr Tagebuch: «Siebzehnhundert Mann zählte das zweite Regiment der Schweizer, als Napoleon in den Tuilerien die Revue passierte, und es waren zwei Regimenter! Als wir heimkehrten, waren wir am Rhein noch dreißig Mann!»

Trotz aller Tapferkeit und männlichen Stärke war sie im innersten Wesen doch ganz Frau. Ihre beiden Nichten, die sie erzog, wie auch ihr erster und ihr zweiter Gatte lebten umhüllt von der edeln Gesinnung dieser Frau, die noch im Fieber die spendende Gebärde tat, die ihr in gesunden Tagen stets eigen gewesen.

Köstlich ist die Partie des Tagebuches zu lesen, darin sie berichtet, wie sie im Jahr nach dem Tode Josef Morells fünf Heiratsanträge erhielt. Sie zählt die Namen der Werbenden auf, und es sind alles hochansehnliche oder alte Patriziernamen, deren Träger sich glücklich geschätzt hätten, die tief in den Fünfzig stehende Witwe heimzuführen. Sie alle hatten offenbar erkannt: Der Mann, an dessen Seite diese Frau stand, durfte sich wohlgeborgen und daheim fühlen. Aber Katharina wünschte keine Ehe mehr. Dafür schenkte sie ihre Freundschaft klugen und gelehrten Männern. In den Sonderbundstagen war sie eine der Anführerinnen der sogenannten Pfefferfrauen, die den zum Tode verurteilten Dr. Steiger aus dem Kesselturm befreiten. Noch in ihrem Testamente kam ihre tiefe Freundschaft und seelische Verbundenheit mit diesem ihr so treu ergebenen Freunde ihrer letzten Jahrzehnte zum Ausdruck.

Immer wieder blüht ihr frauliches Empfinden aus ihrem Tagebuch auf. Wenn sie auch vor allem «die tapfere Frau» ist, scheint es mir, daß auch bei ihr, wie bei vielen großen Frauen, ein tief weiblicher Beweggrund sie geleitet hat. Denn weder der Drang nach Abenteuern noch die Sucht nach Ruhm riefen die junge Frau aus der engbegrenzten Häuslichkeit ihres Heimes in die Welt hinaus auf die Schlachtfelder. Klar wird es uns aus ihrem Tagebuch und ihren Briefen: Sie wertete die Gegensätze nie als Feindschaft, und für alles scheinbar Unvereinbare suchte sie die übergeordnete, die menschliche Einheit.

Und mir scheint heute, daß Urgroßtantes Tagebuch, das sie in selbstgetreuer Stetigkeit auch in zerrütteten Zeiten, auf den Kriegszügen nach Rußland und nach Holland ununterbrochen weitergeführt, der aufgeworfenen Frage jener Abendgesellschaft die klärende Antwort gegeben.

Doch glaube ich fest, daß der Zauber, die Macht und die Tapferkeit dieser Frau, wie ihre Ausdauer, letztlich nur die Blüte und Frucht ihrer Liebe und Treue waren — wie ihr Wahlspruch lautete: «Das Weib soll stehen an der Seite des Mannes, als sein Kamerad!»

ANNA RICHLI



Kaiserin Eugénie

die Gattin Napoleons III., war eine Frau von bestechender Eleganz und Schönheit. Ihr Portrait läßt uns ahnen, wie sehr sie darauf bedacht war, ihr gutes Aussehen zu pflegen. Sie verstand es auch, ihren Teint rein und jugendfrisch zu erhalten.

Damals war die Schönheitspflege der Frau noch recht primitiv; man kannte keine nach wissenschaftlichen Forschungen aufgebauten Produkte wie Vitamol. Die moderne Frau hat es bedeutend leichter, ohne daß sie eine Königin zu sein braucht: sie behandelt ihre Haut mit den Vitamol-Hautpflegemitteln! Die Vitamol-Produkte enthalten das hautnährende Vitamin F und verleihen dem Teint natürliches und gesundes Aussehen.

Vitamol **erhält Ihre Haut jugendfrisch**

Vitamol Nährcrème verjüngt Ihre Haut über Nacht